

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 4

April 1929

Jahrgang VI

VOM WESEN DES ZEITUNGSROMANS

EINE UMFRAGE VON DR. EMIL MAXIS

I.

Ein Bild taucht vor uns auf, allbekannt und wegen seiner Form nicht selten bekrittelt und zum Gegenstand leichten Spottes gemacht. „Unter dem Strich“, der kräftig-schwarzen Linie, die im Rahmen einer Zeitung hohe Politik oder bunte Tageschronik von den Erzeugnissen der Muse trennt, führt das Bruchstück eines Romans ein begrenztes Dasein, durch das ominöse Wort „Fortsetzung folgt“ in immer neue Lebensphasen von Eintagsdauer geworfen bis zum seligen „Ende“. Aus den Bedingungen seiner Erscheinungsform glaubt man vielfach das Wesen seiner Kunstform bestimmen zu können und spricht von einem „Zeitungsroman“ schlechthin.

Um den Zeitungsroman als Kunstform endgültig zu schaffen, hatten vor einiger Zeit zwei führende deutsche Tagesblätter ein Preisausschreiben erlassen. Ein hoher Lohn winkte dem Schöpfer des neuen Zeitungsromans, sofern sein Werk den Anforderungen des Ausschreibens entsprach. Ich nenne die für unsere Untersuchung allein wesentliche Bedingung: Jede Fortsetzung des Romans sollte gleichsam ein abgeschlossenes Ganzes bilden und von einer solchen inneren Struktur sein, daß sie im Leser den Wunsch nach weiterer Lektüre weckte. Also das Moment der Spannung war neben der Geschlossenheit der einzelnen Teile die Hauptsache.

Das Ausschreiben ist als eine durchaus ernste literarische Angelegenheit zu betrachten. Doch muß es zweifelhaft erscheinen, ob der erzielte Erfolg dem Aufwand an Kraft entsprach. Von den etwa 350 Einsendungen wurden zwei Arbeiten als die besten mit je einem halben Preise ausgezeichnet. Das heißt also, es hatte überhaupt keine Dichtung den gestellten Bedingungen völlig entsprochen. Dies beweist auch die Bemerkung in der Urteilsverkündung, der Entscheid sei durch Stimmenmehrheit der Preisrichter, also nicht einstimmig erfolgt. Der Urtyp des modernen Zeitungsromans war demnach nicht gefunden.

War er überhaupt zu finden? Vielleicht hätte ein anderer Weg zum Ziele geführt. Ohne Zweifel liegt das Gesetz alles poetischen Schaffens im Dichter selbst. Auch die Form kann er mit schöpferischer Kraft gestalten, wobei zu beachten ist, daß sie vom Inhalt jeweils stark beeinflußt wird. Aber gleichwohl muß ihm, um mit Plato zu reden, eine Idee, eine Urform vorschweben, die wir ebenso gut „Begriff“ nennen könnten.

Welches ist nun der Begriff des Zeitungsromans? Seit Wieland, dem Schöpfer des deutschen Romans, bis hinauf in die Gegenwart sind wir gewöhnt, den Roman nach seinem Inhalt einzurordnen als biographisch, geschichtlich usw. Hier aber war die Form ausschlaggebend. Darum hätte, bevor man unsere Romanschriftsteller zum fröhlichen Wettkampf einlud, erst Klärung über die Form des Zeitungsromans geschaffen werden müssen.

Es ist, wie aus der obigen Darlegung ersichtlich, Sache des Dichters, die Form zu bestimmen. Ich hatte mir deshalb die Aufgabe gestellt, unsere führenden Autoren mit der Frage „Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman?“ um ihre Meinung zu bitten. Es war keine leichte Arbeit, doch ich freue mich, das Ergebnis in seinen Hauptzügen nunmehr veröffentlichen zu können. Die wegbereitende Einstellung der „Schlesischen Monatshefte“ war für mich bestimmend, daß gerade in ihren Spalten die Veröffentlichung erfolgen sollte.

II.

Aus der Fülle der Stellungnahmen folgen diejenigen, die zur Klärung der Frage von besonderer Bedeutung sind.

HERBERT EULENBERG entwickelt in einer scharf durchdachten Abhandlung folgendes:

„Das ‚Spannende‘ ist das erste und oft einzige Erfordernis, das man an einen Zeitungsroman stellt und gestellt hat. ‚Schicken Sie mir Ihren neuen Roman,‘ schrieb Wolfgang Menzel, der langjährige gleich gefürchtete wie geachtete Herausgeber des Literaturblattes von Cotta an seinen jungdeutschen Bruder Gutzkow, ‚wenn er nur spannend ist.‘ Diese Hauptbedingung, die man an einen in Lieferungen erscheinenden Roman stellte, deuchte die Klassiker noch derart roh und unkünstlerisch, daß Schiller seinen in den Horen veröffentlichten Roman ‚Der Geisterseher‘, den einzigen Roman, den er schreiben sollte, jählings abbrach, weil die damalige Lesewelt zu gierig nach den Fortsetzungen dieses Romans verlangte... Da konstruieren sich unsere Zeitungsgewaltigen von heute immer mehr einen Begriff wie das ‚Durchschnittspublikum‘ und lassen sich von dieser imaginären Größe ständig bestimmen und vergewaltigen, ohne jemals zu versuchen, diesen blinden, wirren Haufen selbst zu gängeln und zu bilden. In Wahrheit ist es doch nur ein Schemen, demzuliebe sie immerwährend schalen, übers Jahr vergessenen Kitsch aufischen. Man kommt immer einer vorgespiegelten Menge und ihren geringen geistigen Bedürfnissen entgegen, ohne sich jemals ernstlich zu bemühen, den Ungeschmack zu heben oder überhaupt nur festzustellen, ob denn wirklich nur das leichteste Genre gewünscht wird. Ja, auch ohne sich in die eigenartige Seelenverfassung solcher Leser in Lieferungen nur hineinzudenken. Zur Entschuldigung heißt es dann ständig: ‚Was glauben Sie, wieviel Leser und Abnehmer unserer Zeitung würden wir verlieren, wenn wir schwereren, gehaltvollerem Stoff in unserer Romanabteilung brächten!‘ Niemals wird ein Gegenbeweis auch nur im Keime versucht. Nein. Unaufhörlich wird die gleiche, geschmacklose, dünne Unterhaltungsbrühe aufgetragen. Daß einfache und geringe Leute bei uns auch ebenso gern Zola, Balzac, Tolstoi, Dickens und Dostojewski lesen, als etwa Ludwig Wolf oder Thea von Harbou, beweisen unsere Volksbüchereien. ‚Ja!‘ heißt es dann wieder, ‚schreiben Sie spannende Romane wie Zola, Balzac, Tolstoi usw! Die werden wir gerne bringen.‘ Das ist nicht wahr. Im allgemeinen wehren sich unsere Zeitungen und die Leiter der Romanabteilung mit Händen und Füßen gegen jedes ernstere Genre. Ja, sie tragen mit die Schuld, daß unser deutsches Schrifttum auf dem Gebiet des Romans weniger leistet und minder hoch in der Schätzung der anderen Völker steht. Sie lehnen ja jeden höher strebenden Schriftsteller von vornherein ab oder nötigen ihm mit Rücksicht auf das liebe Publikum so lange Zugeständnisse ab, bis er ein Seichtbeutel geworden ist.“

Für Herbert Eulenbergs ist der Zeitungsroman also überhaupt kein Problem, vielmehr Erziehung des Lese-publikums durch Darbietung guter Romane seine Forderung. Ebenso wenig problematisch ist diese Frage für **HERMANN STEHR**, der schreibt:

„Ihre Frage: ‚Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman?‘ bin ich leider nicht zu beantworten imstande, da ich nie Zeitungsromane gelesen und über die beste Form dieser Gattung mich nie Gedanken hingegeben habe.“

THOMAS MANN urteilt also:

„Der sogenannte Zeitungsroman ist ja eigentlich keine selbständige künstlerische Gattung, sondern ist einfach ein Roman, der in einer Zeitung erscheint, wozu allerdings nicht jeder Roman ohne weiteres sich eignet. Die Frage: ‚Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman?‘ ist also so leicht nicht zu beantworten, besonders wenn man, wie ich es von mir gestehen muß, noch nie einen Roman in Zeitungsfortsetzungen zu lesen sich entschließen konnte, weil das eine Rezeptionsart ist, die mir gar nicht gefällt. Damit soll aber nicht im mindesten ein geringschätziges Urteil über Romane ausgesprochen sein, die in Zeitungen zu erscheinen qualifiziert sind. Ich könnte mir sehr wohl denken, daß ein Romanwerk von hohen literarischen Eigenschaften, welches aber durch Stoff und Tempo gewissen Bedürfnissen einer weiten Öffentlichkeit, die keineswegs gering zu schätzen ist, entgegen käme, heute zuerst in einer großen Zeitung oder in mehreren auf einmal erscheinen könnte.“

Die mit großem psychologischem Feingefühl geschriebenen Ausführungen von **ARNOLD ZWEIG** lauten:

„Ein guter Zeitungsroman ist das Rückgrat des Interesses, das einen großen Teil der Leserschaft dauernd mit der Zeitung verknüpft. Ihrem Wesen nach setzt sich die Zeitung ja zu ihrem Leser in Beziehung nur von einem Tag zum andern, nur auf der Basis des immer neu einströmenden Tagesereignisses. Die fortwirkende Beeinflussung des Lesers in seiner Bewertung dessen, was sich ereignet, geschieht im Grunde hinter den Kulissen der Zeitung, durch die Auswahl dessen, was die Zeitung dem Leser vorenthält oder bringt. So ist die dauernde Verbindung des Lesers mit seiner Zeitung gleichsam eine unterirdische. Nur im Roman, dem ein großer Teil der Leser, besonders die Frauen, von Tag zu Tag entgegenwarten sollen, liegt ein ausgesprochenes Moment der Spannung, die aufs Erscheinen der Zeitung gerichtet ist. Damit ist das Urteil über den Zeitungsroman vorbereitet, er muß Spannung tragen können und infolgedessen selber spannend sein. Eine hochentwickelte epische Kultur wie die englische, französische oder russische ermöglichte einen Typus Zeitungsroman, der diesen Erfordernissen Rechnung trug, und der literarisch hohe Werte vermittelte. Sowohl Anna Karenina wie die Romane von Dickens oder Maupassant sind in Zeitungen oder zeitungähnlichen Veröffentlichungsformen erschienen. In Deutschland aber hat die Spaltung des Schrifttums in eine literarisch gültige und eine bloß unterhaltende Hälfte dem Zeitungsroman am allermeisten geschadet; er wurde fast ohne Ausnahme von Unterhaltern geschrieben, die für die Befriedigung sehr grober literarischer Instinkte arbeiteten. Auf der anderen Seite machten Zeitungen des öfteren den Versuch, literarisch wertvolle Werke in ihren Unterhaltungsteil einzuschalten, die aber, aus der Form des Romans innerlich nicht gewachsen, sich zu diesem Versuch nicht eigneten und Gattung und Versuch entwerteten. Dies ist besonders schade, weil der Zeitungsroman für eine außerordentlich große Leserschicht die einzige Verbindung zur Erzählungskunst herstellt und die Weltanschauung von Hunderttausenden von Frauen und Heranwachsenden viel entscheidender beeinflußt, als die große Literatur dies tun kann. Daher ist in Deutschland der durchschnittliche Zeitungsroman ein Übel, der Zeitungsroman selbst eine Notwendigkeit

und ein außerordentlich wichtiges Werkzeug zur Massenbeeinflussung; und wenn es gelingt, was ja hin und wieder der Fall ist, ein literarisch unbestritten hochwertiges episches Kunstwerk zum Gegenstand der leidenschaftlichen Erwartung und Erörterung einer großen Leserschaft zu machen, durch Gestaltung in ihr inneres Leben einzugreifen und ihnen die erdichteten Menschen eines Romans zu lebenden Gefährten auch noch über die Zeit hinaus zu machen, in denen ihr Schicksal in Gestalt von Fortsetzungen ihnen jeden Tag ins Haus getragen wird, ist ein Fall von literarischer Wirkung erreicht, der sowohl der Zeitung wie den Lesern und nicht zuletzt dem Verfasser dauernden Lebenszuwachs gibt.“

Unter dem Gesichtswinkel betrachtet, daß der Zeitungsroman in erster Linie für die Frau bestimmt ist, dürfte das Urteil einer Dichterin, **CLARA VIEBIG**, von besonderem Reiz sein. Sie schreibt:

„Auf Ihre Frage: „Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman?“ muß ich Ihnen antworten, daß ich den Begriff „Zeitungsroman“ überhaupt nicht gelten lasse. Wenn damit ein Roman gemeint ist, der beim Abdruck in einer Zeitung das Interesse der Leser findet, so ist immer erst noch festzustellen, um welche Leser es sich handelt. Das einzige, was ihn zum Zeitungsroman qualifiziert, ist die Technik, in der er geschrieben ist, eine Technik, die es gestattet, trotz der verhältnismäßig kleinen Fortsetzungen einen Eindruck zu gewinnen. So fallen also alle solche Romane nicht unter den Begriff „Zeitungsroman“, die handlungsarm sich lediglich auf psychologische Analyse beschränken. Dagegen werden alle Romane, die eine klare und packende Handlung an scharf gezeichnete Charaktere knüpfen, so literarisch wertvoll und hochstehend sie auch sein mögen, durchaus für den Zeitungsabdruck geeignet sein. Ich wüßte wenigstens keinen guten derartigen Roman, der von vornherein als Zeitungsroman unbrauchbar wäre. Es kommt natürlich auf den Leserkreis der betreffenden Zeitung an.

Diese meine Ansicht hindert nicht, daß sehr viele schlechte Romane als Zeitungsromane Verwendung finden und von den Redakteuren und den Lesern hoch geschätzt werden. Aber ich glaube nicht, daß dies eine Besonderheit des Zeitungsromans ist, sondern es ist eine Feststellung, die Sie ebenso gut in Leihbibliotheken und Bahnhofsbuchhandlungen machen können.“

Die Abhandlung wäre nicht vollständig, wenn das Urteil eines Kritikers und Ästheten von Rang fehlte. Darum möge **ALFRED KERR** das Schlußwort haben. Er sagt:

„Zeitungsroman? — Wertung zwecklos. Denn abgeschafft wird er doch nicht. Also: Möglichst geschlossene Raten.

Buchroman kann durch Zeitungsroman gewinnen. Denn Zeitungsroman lehrt: keine toten Punkte.“



**1. Joachim Karsch: Betendes Mädchen
Ausgestellt in „Das junge Schlesien“**

JOACHIM KARSCH **Von Herbert Bahlinger**

In der von dieser Zeitschrift im vorigen Monat veranstalteten Ausstellung „Das junge Schlesien“ fielen infolge einer ruhigen Geschlossenheit der Form und einem sicheren Bestand der künstlerischen Mittel zwei Arbeiten des Bildhauers Joachim Karsch auf. Die eine Arbeit nannte sich „Derträumende Jüngling“*) und war eine Darstellung kontemplativen Versunkenseins; die andere hieß „Betendes Mädchen“, ein Halbakt, bei welchem die zusammengelegten und dem Gesicht genäherten Hände zugleich mit der stillen Versonnenheit des Antlitzes eine fromme Gebärde andeuteten. (Bild 1.)

Der Künstler war bereits im vorigen Jahr in zwei Ausstellungen der Reichshauptstadt her vorgetreten. Zu der von der „Deutschen Kunstgemeinschaft“ veranstalteten Schlesierausstellung hatte er zwei Porträts geschickt. In der gleichzeitigen „Großen Berliner Kunstausstellung“ sah man im Rahmen der Novembergruppe eine größere Sammlung seiner Arbeiten. Ein männlicher Akt fiel auf, betitelt „Melancholie“. Ein schwerer, durch dunkle Beschattung tiefliegender Augenhöhlen betonter Kopf ruhte auf einem schmalen, aber straff und kräftig sich in die Höhe streckenden Körper. Zugleich überraschte in ihrer herben Süße und Schlichtheit eine Frauenfigur, bezeichnet „Linkisches Mädchen“. Daneben war eine große Anzahl graphischer Blätter ausgestellt, zarte, ganz auf bewegten Umriß gesehene Mädchenakte und Köpfe.



**2. Joachim Karsch:
Elihu aus der Hiobsgruppe (1919)**

Das Kunstblatt von Westheim hatte dann im Mai- und Juniheft vorigen Jahres, zunächst anlässlich eines erworbenen Preises, dann im Zusammenhang mit einem kurzen biographischen Bericht mehreres davon veröffentlicht. Die Publizität scheint nunmehr weit genug gediehen, um eine erste vorläufige Übersicht über dieses neu hervortretende Talent wagen zu dürfen.

Joachim Karsch ist Schlesier. Er ist am 20. Juni 1897 in Breslau geboren. Vierzehnjährig besucht er die hiesige Kunstgewerbeschule, vertauscht diese im Herbst 1915 mit der Berlins und wird dort bald darauf Akademieschüler unter Peter Breuer. Schon das Jahr später ver-

lässt er endgültig die staatliche Anstalt und es beginnt eine unstete Wanderschaft, diktiert von der Not des Lebens. Es ist der Kampf um schlichteste Existenz in einer politisch und wirtschaftlich stark bewegten Zeit. Zwei Jahre davon verbringt Karsch als Pferdeknecht auf einem schlesischen Dominium. Aus jener Zeit existiert noch das Porträt von einem Russen Wikulow, ein selten deutliches Beispiel, wie völlig Individuell-Einmaliges und Typisch-Allgemeines ineinander aufgehen können.

Nicht viel später, im Herbst 1919, wird dieser Begabung offizielle Anerkennung zuteil. Für eine vierfigurige Gruppe mit dem Titel „Hiob“ erhält Karsch, nach Berlin zurückgekehrt, im Herbst 1919 den Staatspreis der Akademie. Das Thema der Arbeit ist die Auseinandersetzung zwischen Hiob und seinen Freunden über das Verhalten Gottes gegen die Menschen, ein Gespräch das ergebnislos endet, denn nur Gott allein kennt die rechte Antwort. Der hier wiedergegebene Elihu (Bild 2) zeigt die ganze willkürliche Souveränität, mit der ein expressionistischer Gestaltungswille die Naturform der Wiedergabe eines Gefühlsgehaltes dienstbar macht. Die natürliche Gestalt des Menschen ist bis auf ein Schema allgemeinsten Charakteristik von jedem Detail befreit. Statt dessen erhalten die restierenden Umrisse und Binnenlinien eine eigengesetzliche ornamentale Lebendigkeit, welche in der Verwobenheit ihres Gefüges eine direkte unmittelbare Sprache zu sprechen suchen.

Was für damals mit den bisher erarbeiteten Mitteln in der Form visionärer Gestaltung zu sagen war, war damit gesagt. Die nächste Zeit galt einem erneuten Studium der Natur, um durch Konzentrierung der in ihr angelegten Ausdruckswerte zu einer neuen Art gesteigerten

3. Joachim Karsch: Mädchen (1926)

Ausdrucks zu gelangen, bei welcher die neue Formklarheit der Natur selber entnommen werden sollte. Diese Periode erneuten Suchens ist beschwert mit dem verzweifelten Sorgen der Inflationsjahre. Karsch ist Fabrikarbeiter, Angestellter der A. E. G., Reklamezeichner. Dazwischen kommen einige Porträtaufträge zur Ausführung. Im Herbst 1924 heiratet er und zieht sich bald darauf nach Oberhannsdorf bei Glatz zurück, um dort in der Stille ländlichen Aufenthaltes die neuen Ideen ausreifen zu lassen. Hier sind die Werke entstanden, welche, wie ich schon sagte, in Berlin die Aufmerksamkeit eines größeren Kreises auf sich lenkten. Seit kurzem ist der Künstler wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt.

Versuchen wir zunächst, die charakteristischen Züge festzuhalten, welche beim ersten Anblick dieser Gebilde uns entgegentreten. Diese Körper, bei denen die knappe Hülle der Haut, einen schmalen Gliederbau umfängt, sind ganz leibgewordener Gedanke, zart und behutsam wie die Vergänglichkeit des persönlichen Wortes, das ganz aufgeht in der Erfüllung der ihm zugehörigen Stunde. Sie sind nicht die Zeichen für eine ewig sich neu gebärende Natur, schwelgerisch schaffend in der Maßlosigkeit ihrer treibenden Kräfte, als vielmehr Symbolwerte einer anderen Welt, die sich ihrer nur als Mittel bedient. So bekommt die physische Struktur dieser Gestalten etwas Karges, bald arm in ihrer vorläufigen Unbeholfenheit, bald streng und klar, wo der Geist vollends triumphiert hat. Die Augen blicken nach innen oder sehenträumerisch in eine unbekannte Welt. Die Lippen, oft sanft geschwungen oder leise geöffnet, preisen noch in ihrem Schweigen diese Erde. Die schmalen feingliedrigen Hände sind weniger geeignet zur Fron der Arbeit, als zur beredten Geste. Noch die Füße scheinen die unbekannte Oberfläche abzutasten, auf der sie stehen oder der sie sich nähern. Alle Organe dienen dem Zweck einer empfindsamen Erkenntnis und Anteilnahme an den Wundern des Diesseits in ihrer Innerlichkeit (Bild 1 und 3).

Kein Zweifel, daß hier neben manchen anderen bestimmten Faktoren allgemeiner Zeitstimmung und persönlicher Formvorstellung eine eigentümliche seelische Grundhaltung sich ausspricht, die man kaum anders als mit dem Wort religiös wird bezeichnen können. Eine große Reihe von Darstellungsversuchen religiöser Thematik zeichnete ja, wie noch in lebendiger Erinnerung sein dürfte, die kurze Phase künstlerischer Geltung aus, welche dem sogenannten



künstlerischen Expressionismus allein noch Recht und Möglichkeit zusprach, gegenwärtiges Empfinden ausdrücken zu können.

Nolde, Meidner, Beckmann, Schmidt-Rosluff, Barlach formten damals wieder das leid-entstellte Antlitz des Heilands, die Greuel der Kreuzigung, die Verzerrung der Marter, das pathetische Gebaren der Prophetie und die verzückte Hingabe religiöser Ekstase. Gewiß fallen die Anfänge des Karsch'schen Schaffens in jene aufgewühlte Zeit. Sie sind auch von ihr keineswegs unbeeindruckt geblieben. Aber die religiöse Note war in jener Zeit greifbarer und gegenständlicher. Damals war es mehr die Sehnsucht nach dem Halt eines Glaubens, welche mit wilder Gebärde vorgetragen wurde, mehr der Aufschrei ungebändigter Ängste als das Gehobensein in die Geborgenheit einer Überzeugung. In den hier vorliegenden Arbeiten jedoch beruht der religiöse Akzent eher in der Haltung zum künstlerischen Schaffen selbst, als der vereinfachenden Klärung der Gestalt des Menschen, wie sie vermeint war. Es ist eine namenlose Frömmigkeit, die hier um ihren Bestand ringt, bald sich festigend in der Läuterung des Zweifels wie die Hiobgruppe, bald sich bewährend in dem Suchen nach schlichtester Wahrheit, einer wiederzufindenden Form rührender Einfältigkeit.

Das Anonyme einer ganz im Subjekt beschlossenen Religiosität spricht aus den Werken. Es ist dieselbe geistige Haltung, welche so viele Schriften des großen Hamsun durchzieht und seiner Novelle „Viktoria“ den ausgesprochenen Charakter der Legende verleiht, dessen zeitloser Sinn fast keiner persönlichen Erfindungsgabe mehr zu bedürfen scheint. Kein Zufall, sondern Verwandtschaft des Wesens bedeutet es, daß eine Graphik von Karsch denselben Namen trägt. Es handelt sich um ein schwermüdig blickendes Frauenantlitz, ein leidverklärtes Gesicht, in dem die Augen von einem fernherkommenden Wissen erleuchtet sind. Die edlen, mageren Hände halten Griffel und Blatt. Damit ist auf jenen durch das Leid der Entzagung gesegneten Abschiedsbrief angespielt, dessen Text als stille Beteuerung letzter Ehrlichkeit die Worte enthält: „Und Gott sieht über meine Schulter“. Diese Worte aus jenem Schreiben, sie geben die knappeste Formel für jene namenlose, irdische Frömmigkeit, welche, wirksam durch die Selbstverständlichkeit ihrer Voraussetzung, der Vielzahl der Arbeiten dieses Künstlers ihre eigentümliche Gemeinsamkeitsichert.

Neuerdings hat Karsch eine Reihe graphischer Blätter herausgegeben, welche sportliche Bewegungen zum Anlaß der Darstellung nehmen. Es sind Mädchengestalten von heiterer Unbekümmertheit, männliche Figuren in den Momenten äußerster Willensanspannung. Und doch auch um sie etwas wie Wehmut, ein Schatten der Trauer über die Vergänglichkeit alles Lebendigen (Bild 4).

Versucht man sich über die Gestaltungsprinzipien klar zu werden, deren sich Karsch bedient, so wird man mit Recht die sparsamsten und einfachsten Mittel erwarten dürfen. Die Figuren sind in natürlicher Frontansicht aufgebaut. Als Freiplastik wird ihnen jedoch die eine von vorn kommende Blickrichtung nicht völlig gerecht, vielmehr fordern sie den Reichtum der Ansichten, der sich erst im Umschreiten erschließt. Eine erschöpfende Schauseite ist daher nicht zu suchen, so gewiß, als die Arbeit auf die Konzeption der umfassenden Existenz ausgeht und nicht bestimmte Effekte dekorativer Wirkung erzielen will. Die Sprache des Umrisses ist übersichtlich und schlicht. Die Gliedmassen sind dicht an den Körper herangenommen. Soweit sie eine bestimmte Geste geben, ist diese nur auf das zarteste angedeutet: ein stilles Neigen des Kopfes, eine leichte Drehung der Arme, ein sich Nähern der Hände, das ist alles. In stark konzentrierter

Vereinfachung tritt die innere Artikulation der Oberfläche hervor. Die horizontalen und vertikalen Muskelzüge geben ein festes Gerüst und nehmen die Hauptrichtung der Schulter- und Beckenzonen wieder auf. Eine schnell überschaubare und einleuchtende Tektonik kennzeichnet den formalen Charakter dieser Gestalten.

Welche Tradition findet hier ihre fruchtbare Weiterführung? Kein Zweifel besteht zunächst, daß eine deutliche Verwandtschaft mit dem Geiste Wilhelm Lehmbrucks spürbar ist. Ein gleicher Wille zu einer eindringlichen erdfernen Zeitlosigkeit offenbart sich, dieselbe verhaltene und in strenger Form gebannte Leidenschaft, welche die Maße naturalistischer Richtigkeit übersteigert und zu Gunsten gesteigerten Ausdrucks in neuen, andersartigen, aber nicht minder abgewogenen Proportionen zusammenschließt. Dieses starke Streben nach Klärung der Formensprache, nach der Weihe eines gestillten Daseins läßt ferner an das Werk Karl Hofers denken, welcher auf dem Boden des Expressionismus zu dem Erbe Hans von Marées zurückfand. Die gemeinsame Bindung dieser Künstler bei allen individuellen Differenzen zeigt sich noch deutlicher, so bald man ihnen die nach anderen Zielen zustrebende Welt Georg Kolbes entgegenhält. Kolbes Interesse galt dem Wohlklang der Bewegung, der Anmut tänzerischer Gelöstheit, den süßen Rhythmen einer leiblich sinnlichen Existenz. Erst nach ihm erfolgte jener allgemeine Einbruch neuer Problematik, der sich in der Verzweigtheit expressionistischer Formgebung kundtat und nun nach Festigung ihrer andersartigen Orientierung einem neuen Kanon künstlerischer Mittel zusteht.

**4. Joachim Karsch:
Der Kugelstosser**



**Aus der Mappe „Sport“
Mit Genehmigung des Verlages
Neumann - Nierendorf in Berlin**

Gedichte

von Margarethe Kiefer-Steffe

Margarethe Kiefer-Steffe, geboren zu Breslau am 17. 6. 1881, veröffentlichte im Verlag Heege, Schweidnitz die Gedichtbände: „Und immer bist du's“ und „Erdenheimat, du liebe“. Einen dritten Gedichtband bereitet der Verlag Albert Langen vor.

Indisches

Als Bodhisatva noch die Erde schmückte,
erglühte eines Nachts der Baum der Sterne
so wunderbar, daß es ihn tief entzückte.

Er sang und sprach nicht, denn er schwieg so gerne,
die Hand nur hob er, die von Geist durchseelte,
in einer rührend kosenden Gebärde,
die tiefe Zärtlichkeit schamhaft verhehlte.

Dann, wie man auf den Rücken klopft dem Pferde —
sie gabs zurück in einem leisem Zittern —
versprach er streichelnd dieser dunklen Erde,
daß sie, im Glanz von geistigen Gewittern,
dereinst zu Licht, zum Leuchter Atmans, werde.

Entäußerung

Siehst du, so öffne ich die Hände weit . . .
Nichts will ich halten mehr, nichts mehr besitzen.
Ins Sonnengold heb ich die Fingerspitzen.
Lichrand umküßt sie, die von Last befreit.

Wer nichts mehr halten mag, ist ohne Leid.
Auch Leid hält er nicht mehr. O süß Vergessen!
Wer nichts besitzt, der ist nicht mehr besessen.
Dämonen röhren kaum mehr an sein Kleid.

DER WOLF UND DAS LAMM

Von schlesischen Astrologen und ihrer Kunst

Von Will-Erich Peuckert

Unter den schlesischen Burgen, an die sich eine Reihe mehr oder minder gut erzählter Sagen heften, steht sicher der Kynast nicht an der letzten Stelle. Man wird mit einiger Sicherheit behaupten dürfen, daß man, soweit die deutsche Zunge klingt, auch von der spröden Burgherrin Kunigunde zu sagen weiß, die ihre Verehrer zwang, die Burgmauer als Reitbahn zu benutzen. Durch die romantische Dichtung wurde der Ruhm — oder Nichtruhm — der eitlen Schönen in alle Welt getragen. Und als die schauerlichen Balladen verklangen, hielt ihn das Lesebuch, der Schulunterricht, das Reisehandbuch lebendig.

Die ungeheure Beliebtheit der Kunigundensage ist sicherlich die Hauptursache dafür gewesen, daß eine andere Kynastsage vergangen ist, obwohl sie sich vor 1797 — in welchem Jahre Kunigunde zum erstenmal auftaucht*) — besonderer Beachtung erfreute: die Sage vom Wolf und Lamm. J. G. Th. Graesse im „Sagenbuch des preußischen Staates“ 1866/71 verzeichnet sie im 2. Bande, nachdem schon Hermann Goedsche im „Schlesischen Sagen-, Historien- und Legendenschatz“ 1839, 247 ff. der Sage die klassische Form gegeben hat, in der sie auch in spätere Sammlungen**) übergegangen ist. Nach Graesse war Thiele ein arroganter Schwätzer; schon dieser der ganzen Anlage der Sage widerstrebende Zug genügt, um seine Darstellung zurückzuschieben, und sich an die von Goedsche gebotene zu halten. Es heißt bei Goedsche:

„Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war Herr Hans Ulrich von Schaffgotsch, General in kaiserlichen Diensten, Burgherr zu Kynast, ein ehrenfester und adeliger Mann und getreuer Unterthan seines Herrn, des Kaisers, obgleich er ein Protestant war. Zur selben Zeit lebte zu Obergiersdorf in der Herrschaft Kynast als evangelischer Prediger Johann Andreas Thiele, der mit dem Burgherrn vielfach befreundet und oft in seiner Nähe war. Besagter Thiele aber hatte den Ruf, er verstände nach der Constellation der Gestirne jedem Menschen sein Schicksal vorherzusagen, sofern er nur genau Tag und Stunde seiner Geburt wisse. Der Freiherr gab nicht viel auf diesen Ruf und verspottete oft den Glauben daran. Einstmals, am 2. Mai 1633, hielt Herr Ulrich ein großes Gastgelag auf Burg Kynast zur Feier seines Geburtstags, und unter den Anwesenden befand sich auch der Prediger Thiele. Im Lauf des Gesprächs kam die Rede auf die Kunst des Geistlichen, und der Burgherr forderte diesen auf, ihm sein Horoscop zu stellen und sein künftiges Schicksal zu weissagen. Thiele machte seine Berechnungen, weigerte sich aber hartnäckig, das Resultat derselben dem Freiherrn und seinen Gästen mitzutheilen. Erst auf vieles Dringen erklärte er: daß ein kaltes Eisen dem Leben des Generals ein Ende machen werde. Schaffgotsch lachte dazu, und um die Weissagung des Geistlichen zu verspotten, wies er ihm ein säugend Lamm, das im Burggarten weidete, und erklärte, wenn Thiele dessen Ende voraussagen könne, wolle er auch an seine Prophezeiung glauben. Der Prediger verstand sich hierzu, und alsbald wurde der Schäfer herbegeholt und von diesem die Stunde

*) Will-Erich Peuckert, Schlesische Sagen 1924, 310.

**) Ebd. 53 f; Otto Goedsche, Sagen des Riesengebirges Warmbrunn s. a. 79 ff.

der Geburt des Lammes erforscht. Thiele behauptete nach angestellter Berechnung, das Lamm würde vom Wolf gefressen werden; der Freiherr aber, um seine Prophezeiung zu Schanden zu machen, befahl lachend, das Lamm sofort zu schlachten und zum Mittagsmahl zu bereiten. Solches geschah alsbald. Bei Tafel erinnerten der Graf und seine Gäste sich wieder des Lammes. Ein Gang nach dem andern aber wurde aufgetragen, ohne daß der Lammbraten erschien. Da befahl der Freiherr ungeduldig, sofort es zur Tafel zu bringen, statt seiner aber erschien der Koch mit ängstlicher Geberde und berichtete, daß das Lamm, schon am Spieße steckend, von einem zahmen Wolfe aufgefressen worden, der auf dem Kynast gehalten wurde und zum Drehen des Bratspießes abgerichtet war. Noch nie hatte das Thier bisher sich eines solchen Raubes schuldig gemacht, und der Koch auch nur auf wenige Augenblicke die Küche verlassen. Alle Gäste verstummt auf diese unerwartete Kunde. Der Freiherr selbst erbleichte und legte sein Messer auf den Tisch. Doch sprach er gefaßt: des Herrn Wille geschehe! Ich bin mir bewußt, dem Kaiser, meinem Herrn, alljederzeit redlich gedient und das Beste des Landes gewollt zu haben. Herr, du wirst meine Unschuld sicher zu Tage bringen. Darauf hob er die Tafel auf, begab sich in sein Gemach und legte sich zu Bett, weil er sich unwohl und angegriffen fühlte. Die Gäste aber gingen bestürzt und in banger Ahnung auseinander, ohne daß doch jemand das nahe bevorstehende Unglück glaubte; denn der Freiherr ward von Freund und Feind hoch geehrt und geliebt seiner Rechtschaffenheit halber. Wie aber der Prediger Thiele vorausgesagt, so ging es in Erfüllung. Noch ehe ein Jahr vergangen, wurde der edle Freiherr durch die Kabalen seiner Feinde verhaftet, und, des Hochverraths fälschlich und ohne Beweise beschuldigt, fiel sein Haupt unter dem kalten Eisen des Henkers zu Regensburg am 23. Juli des Jahres 1635.“

Goedsche hat keine Angaben darüber gemacht, woher er seine Geschichte hat. Wir wissen aber, daß sie um 1800 ziemlich bekannt gewesen ist. E. F. Buquois in der „Beschreibung meiner Reise durch einen Theil des schlesischen Gebirges“ 1783 sagt S. 54: „Es wurde uns hier (sc. auf dem Kynast) eine bekannte und doch so sonderbare Anekdote erzählt... Ein lutherischer Geistlicher sollte dem Grafen seinen Tod vorhergesagt und zur Bestätigung seiner Prophezeiung hinzugefügt haben, daß ein Lamm, welches vorzüglich bezeichnet wurde, in der Küche vom Wolf gefressen werden würde...“ Es folgt ganz kurz die Sage, und Buquois schließt: „Es klingt dies freilich fabelhaft; doch wollt ich es Ihnen erzählen, wie es mir erzählt worden ist.“

Auch J. W. Fischers anonym erschienene „Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des Schlesischen Gebirges“ 1793 kennen S. 168 die „abentheuerliche Lamm-Anekdote, für deren Glaubwürdigkeit wohl niemand ein Wort verlieren wird.“ Mit einem Wort, um 1800 ist diese Sage durchaus bekannt und jedem Reisenden geläufig.

Wo kommt sie her? Darüber geben Joh. Gustav Büschings „Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien“ 1813, 319ff. Auskunft. Er schreibt: „In der Burg wird noch die Küche gezeigt, worin das Lamm, merkwürdig aus der Geschichte des am 23sten Juli 1635 zu Regensburg entthaupteten Grafen Ulrich von Schafgotsch, durch den zahmen Wolf gefressen*) und so die

*) Buquois wird die Geschichte auf dem Amthause erzählt, wo viel alte Waffen und Rüstung, und mancherlei Andenken von dem bekannten Grafen von Schafgotsch sich befinden: S. 54.

Wahrsagung des Predigers, Magister Thieme, wahr gemacht ward. Ich glaube, die Geschichte hier nach einem Büchlein, das Volksbuch ist (Gedruckt Hamburg und Leipzig 1757. 8 einen Bogen stark), erzählen zu dürfen: Als Herr Johann Ulrich von Schafgotsch, kaiserlicher Obrister, Herr auf Kynast im Jahre 1635 den 25sten März, an seinem Jahrestage, seiner alten Gewohnheiten nach, nicht allein denen unter ihm stehenden Landsassen, sondern auch denen benachbarten Rittern und Edeln, wie auch denen da herum wohnenden Priestern Augsburgischer Konfession, ein Fest anstellte, daß sie mit ihm fröhlich seyn und Gott vor den erlebten Tag danken sollten, ereignete sich folgendes:

Der Graf Schafgotsch kam, seiner Gewohnheit nach, nicht zur Tafel, sondern lag auf seinen Knieen in seinem Zimmer und lobete Gott mit inbrünstiger Andacht, für verliehene Jahre und betete dabei für alle christliche Fürsten, insonderheit für das protestantische Häuflein, wobei er sich den ganzen Tag aller Speise und Trank enthalten, auch, nach verrichtetem Gebet, nüchtern zu Bette gegangen. Als aber in dem Tafelzimmer der Wein durch die vielen Gesundheiten die Köpfe erhitzet, und viele Gespräche durcheinander fielen, fing der Herr Johann Andras Thieme, der Philosophie Magister und Priester in Ober Giersdorf, unter der Kynastischen Herrschaft, ein vortrefflicher Astronomus Chiromantikus, welcher sich die dreimalige Vertreibung aus der Pfarre jedesmal vorher prophezeit hatte, von dem Laufe des Himmels und von der Konstellation der Planeten an zu sprechen, wobei er bemeldete, daß bei der Geburt des Grafen Saturnus und Mars in dem vierten Hause der Sonnen eingefahren, Opposition gehalten, welche, wie die Worte ferner lauten, um einen gewaltsamen Tod, nehmlich durch ein kaltes Eisen, andeuten. Endlich brachen ihm die Worte heraus: wir wollen den Herrn des Himmels fußfällig bitten, daß er alles zum Besten unseres werthesten Herrn wenden möge!

Der Stallmeister, welcher nebst andern Kavaliers bei der Tafel saß, ergrimmte in einem heimlichen Eifer und sagte: ich hätte nimmermehr gedacht, daß in einem ehrwürdigen Geistlichen, ja bereits grauem Haupte, dergleichen fantastische Dinge stecken sollten, den Anfang und das Ende des menschlichen Lebens zu entdecken, da doch noch kein Fernglas geschliffen, womit man ins Kabinett der göttlichen Geheimnisse sehen könnte, und bitte nichts mehr, als das Vorgemeldete Ihr Exellenz selbsten zu sagen, worüber nicht allein gedachter Geistliche, sondern alle anwesenden Gäste ziemlich erstaunet und den Stallmeister sowohl, als die anderen Kavaliers herzlich gebeten, Ihr Exellenz nichts zu entdecken, welches auch versprochen ward. Darauf dann ein jeder, wegen herannahender Nacht Gelegenheit nahm, nach seiner Behausung zu eilen.

Als bald wurde der Stallmeister zur Auskleidung des Herrn Grafen gerufen, wobei derselbe um alle sämtlich gehaltene Gespräche der ganzen Gesellschaft befragt wurde und endlich erzählte er auch Ihr Exellenz das fatale Prognostikon des Herrn Magister Thieme, worauf der Graf in ein freundliches Lachen ausbrach und alsbald befahl, was nur beritten wäre, sollte aufsitzten und denen Gästen nacheilen, mit Vermelden, es wäre wider Ihr Exellenz Wissen geschehen, daß sie nicht auf den folgenden Morgen wären eingeladen worden und er ließe bitten, sie sollten sich insgesamt wieder einstellen und nach vollbrachter Jagd seine angenehmen Gäste seyn. Worauf sich der Herr Graf zur Ruhe begab und nachdachte, wie er den klugen Nativitätsteller eines andern überweisen möchte.

Der Tag brach an und die gestrigen Gäste stellten sich alle wieder ein, worauf der Herr Graf wider gemeldete Gäste sagte: ich möchte doch wissen, ob der Herr Magister in Theologie oder Philosophie dergleichen Dinge gelernet, den Menschen einen fatalen Periodum zu verkündigen? Denenselben aber zu zeigen, daß alle Nativitätstellung eitel, so befahl er alsbald, ein säugend Lamm von der Heerde zu bringen, mit der Bitte, der Herr Thieme möchte so gut seyn und diesem Lamme gleich die Nativität stellen; worauf der Herr Geistliche antwortete: daß zwischen einem vernünftigen Menschen und einem unvernünftigen Thiere ein großer Unterschied sey. Als aber der Graf schärfer in ihn drang, seine Kunst hier zu beweisen, so bat er unterthänigst: den Schäfer von der Heerde herbei zu bringen, welchen er, bei dessen Ankunft, mit Fleiß fragte: an welchem Wochentage und in welcher Stunde das Lamm wäre von seiner Mutter geworfen worden? Nach erhaltenem Berichte, zog er einen Calculum Astronomikum und sagte frei heraus: das Lamm wird der Wolf fressen, worüber nicht allein der Herr Graf, sondern auch seine Hofkavaliers heftig lachten.

Es wurden aber alsbald die Jagdwagen angespannt, denen Wäldern zugeeilt, heimlich aber befohlen, gedachtes Lamm abzuziehen und ganz zu braten, ohne die Ursach dem Koch zu melden. Es war aber in dem Schlosse zu Kynast ein zahmer Wolf, der schon länger als zehn Jahre in der Küche aus und eingegangen und niemalen weder etwas Lebendiges, noch Zugerichtetes angerührt, weil er am Eingeweide Kost genug hatte, ja er war so zahm, daß er in der verfertigten Maschine selbst, wie ein dazu abgerichteter Hund, die Braten wendete.

Als aber der Mundkoch seiner Verrichtung nach aus der Küche ging, und die anderen Küchenbedienten nicht da waren, machte sich der Wolf über das Lamm und frißt es rein ab, daß man nur am leeren Spieße gesehen, wo dasselbe gestecket hatte. Wie nun der Koch in die Küche kam, und den Wolf an den Beinen klauben siehet, nimmt er ein Stück Holz und prügelt den Wolf weidlich ab, nicht weiter gedenkend, daß an einem Lamm so viel gelegen seyn sollte, weil die zartesten Speisen von allerhand Wildprett vorhanden waren.

Da aber Ihr Exellenz von der Jagd mit ihren Gästen zurückkamen und sich zur Tafel verfügten, fingen sie noch scherweise an: der Wolf hat das Lamm gefressen! worüber der Herr Geistliche ziemlich schamroth wurde. Als aber bereits die Speisen alle aufgesetzt waren, worunter sich kein Lamm befand, wurde von dem Herrn Grafen gefraget, worauf der Mundkoch sich voller Schreck zu den Füßen warf und den ganzen Verlauf mit Erstaunen aller Anwesenden erzählte, welches der Herr Graf mit einer gelassenen Miene anhörte und nach Vollendung dieses Berichts, die Messer auf den Tisch mit diesen Worten legte: pro patria mori decus est: es ist eine Ehre, sein Leben für das Vaterland zu lassen, der Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiser treu gedient und des Landes Beste redlich gesucht und du, Herr, wirst meine Unschuld an den Tag legen.

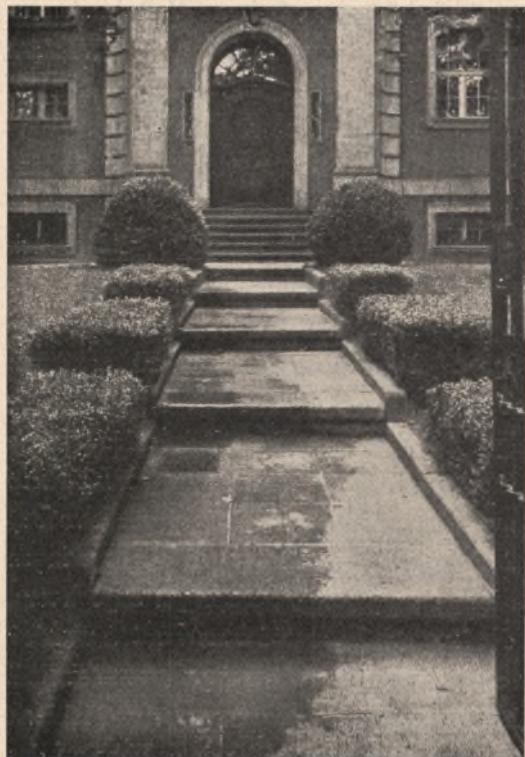
Worauf sich gleichwohl ein Entsetzen und Schauer gefunden, so daß sich der Herr Graf zu Bette legen mußte, darauf die sämmtlichen Gäste, nicht ohne heimliche Betrübniß, gleichfalls nach Hause gekehret, ein jeder gedenkend, wie es doch am Ende werden würde. — An dem benannten Tage, kurz nachher, nach schneller Untersuchung, ward die Vorhervorkündigung erfüllt.“

Ich will nicht weiter auf das durch Büschings Aufzeichnung erhaltene Volksbuch eingehen. Schon eine Angabe wie, daß die Jagdwagen eingespannt und in ihnen den Wäldern zugeeilt wird, erweist, daß der Verfasser der Erzählung die örtliche Gelegenheit kaum kannte. Der Druckort Hamburg und Leipzig verweist ja auch aus Schlesien heraus. Da nun der Vorgang in Schaffgotschs Lebensgeschichte nicht zu belegen ist, muß man von neuem fragen: wo haben wir das literarische Vorbild zu suchen?

Wilhelm Ernst Tenzel in seinen „Monatlichen Unterredungen“ hat 1689 gelegentlich Morhofs Polyhistore Literario, S. 39f, von Nostradamus, dem bekannten französischen Propheten gesprochen: „Er hat in seinen Prophezeiungen genannt den Mönch, welcher König Heinrichen den dritten in Franckreich, und den Scharff-Richter, welcher den Hertzog von Momorancy unter König Ludwigen dem XIII. umb das Leben bringen solle. Er hat gesagt von dem Brand zu Londen und Enthauptung König Carls des I. in Groß-Britannien. Seine Weissagung von Ausrottung der Calvinisten aus Franckreich ist in den nechst-verwichenen Jahren erfüllt worden. Es wird ein artig Histörichen von ihm erzehlet, welches ich nicht vorbey lassen kan. Er war wol bekant mit einem von Adel, Nahmens Florinvilla. Eines Tages giengen sie miteinander auf dem Schloß-Hofe spatzieren, da ihnen zwey junge Ferckelgen begegneten, ein weißes und ein schwartzes. Florinvilla fragt vor die lange weile, was daraus werden würde? Nostradamus antwortet: das schwartze werden wir essen, das weiße wird dem Wolffe zutheil werden. Der Edelmann befiehlet seinem Koch insgeheim, daß er das weiße zur Abend-Mahlzeit zurichten solle. Der schlachtet es, und stecket es an den Brat-Spieß. Ehe er es aber an das Feuer bringet, muß er eines nöthigen Geschäftts halben aus der Küchen gehen, will aber geschwind wiederkommen. In dem Hause war eine Wölfin, die Junge hatte. Von diesen schleicht unterdessen einer hinein, macht sich über das Schweinichen her, und frißt auf einmahl das ganze Hindertheil hinweg. Wie der Koch wiederkommet, und siehet, daß es größten Theils vom Wolfe verzehret, nimmt er das schwartze, sticht es ab, richtet es zu, und bringt es hernach auf den Tisch. Da spricht Florinvilla: Sehet, mein lieber Nostradamus, wir essen das weiße Ferckelchen, nun wird es der Wolff nicht anröhren. Nostradamus bleibt dabey, es wäre nicht das weiße, das auf dem Tisch stünde, sondern das schwartze. Der Koch wird geruffen, und entdeckt den gantzen Handel, darüber sich alle Anwesende verwundern.“

Trotz mancher Unterschiede zwischen der Nostradamus- und Schaffgotsch-Sage scheint der Zusammenhang doch außer allem Zweifel. Freilich nur der Zusammenhang im Wolf-Lamm-abenteuer. Natürlich wird man bei ihm beachten müssen, daß es bei Tenzel im Mittelpunkt der Sage steht, während im Volksbuch wie in der Kynastsage der Prediger Thieme verblaßt und alles Interesse dem Grafen Schaffgotsch zukommt.

Vielleicht darf man zur Kynastsage nun eine Vermutung äußern. Daß sie ein Nicht-Einheimischer schrieb, daß der Druckort des Volksbuches Hamburg und Leipzig war, wurde bereits erwähnt. Die Tenzelschen Unterredungen waren ein durchaus protestantisches literarkritisches Organ; man wird wohl kaum annehmen dürfen, daß ein katholischer Autor aus ihnen entlehnte. Endlich ist jener Hans Ulrich Schaffgotsch auf protestantischer Seite als Held gefeiert worden. Das alles legt nahe, den Autor der Wolf-Lammsage im protestantischen Norddeutschland zu suchen, so lange nicht andere Funde uns eines Besseren belehren.



Heckengerahmte Treppe
Landschaftsarch. BDA Pepinski

Ein schlesischer Gartenkünstler

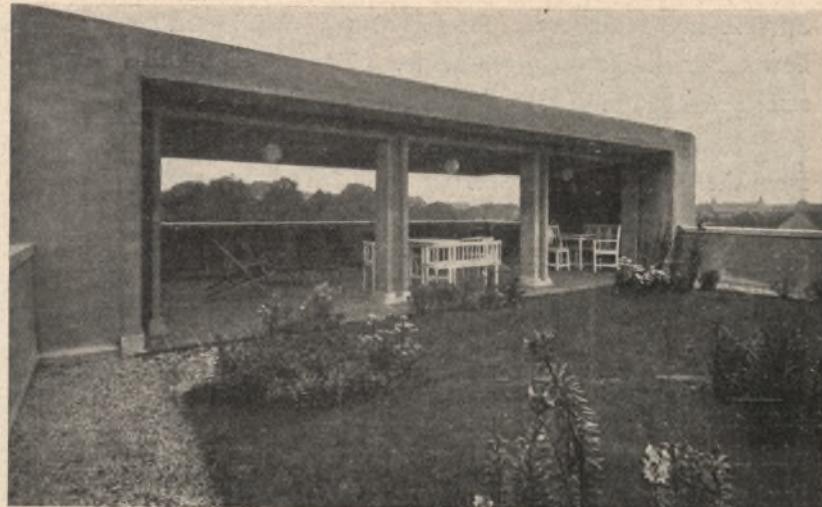
**Eryk Pepinski
erzählt aus seinem Leben:**

Wie ich dazu kam, mich dieser Muse zu widmen — das will ich erzählen. Mein Vater, ein schlesischer Forstmann in Dienste des Fürsten Hermann Hatzfeldt, Herzogs zu Trachenberg, wollte bestimmt keinen Architekten für Landschaftskunst aus mir machen. Er dachte an einen

künftigen Kohlkopfzüchter und Blumenhandelsmann, also einen sogenannten soliden, ehr samen Gärtner, als er mich im Frühling 1900 in der Schloßgärtnerei als Stift unterbrachte. Meine erste Arbeit hatte mit Gartenästhetik nichts zu tun — ich mußte Ananastöpfe mit purem Gold aus der Grube (Freiluft-W.-C.) ausschmieren, bitte — ohne Handschuh und ohne Gasmaske. Ich versuchte mich mit Anstand und Würde an dieser hohen Kunst, natürlich „nichts merken lassen“ von der großen Enttäuschung meines vierzehnjährigen Knabenherzens. Innerlich war ich schon ganz wo anders, wo keiner, nicht mal mein guter Vater mich vermutete. Aber ulzig war, daß der Brave nicht ganz ohne Schuld an meinem Verderb für die mist-ische Gärtnerie war. Jahrelang vorher hatte der herrliche Vater uns Jungens nämlich zu jeder Grasverpachtung, Holzauktion, zu jedem großen Fischen in den umwaldeten Teichen der Bartschparkau mitgenommen. Dabei lernte ich die Hölzer kennen, die Gehölztypen, Gesträuch und die lieben Tiere der heimatlichen Wälder.

Diese Wälder, obwohl einer intensiv geübten planvollen Forstwirtschaft eingeordnet, hatten es mir angetan. Wurde doch in den Jahren meiner Kinderzeit nach den Leitsätzen eines damals bekannten Landschaftsgestalters manche hochinteressante Änderung darinnen vorgenommen. Der Freiherr von Salisch auf Postel bei Miliisch, ein benachbarter Forstästhet (und im Kleinen ein Erneuerer Pücklerscher Parkideologie) machte in Trachenberg Schule. Man hieb Schneisen in die Wälder, um den Blick auf ein Kirchlein, auf eine Brücke der Bartsch oder Horla oder Schätzke freizumachen. Man stellte die da und dort vorhandenen Rieseneichen in Blickpunkte, legte Kulissenpflanzungen vom engeren Schloßpark nach den Lachewiesen und weiter hinaus an. Man machte die ersten schüchternen Versuche mit großen Blütenstaudentenpflanzungen, die kaum modern wurden. Das alles nahm mich gefangen, obwohl ich auch in meiner

Dachgarten der Großstadt



Wasserkomposition



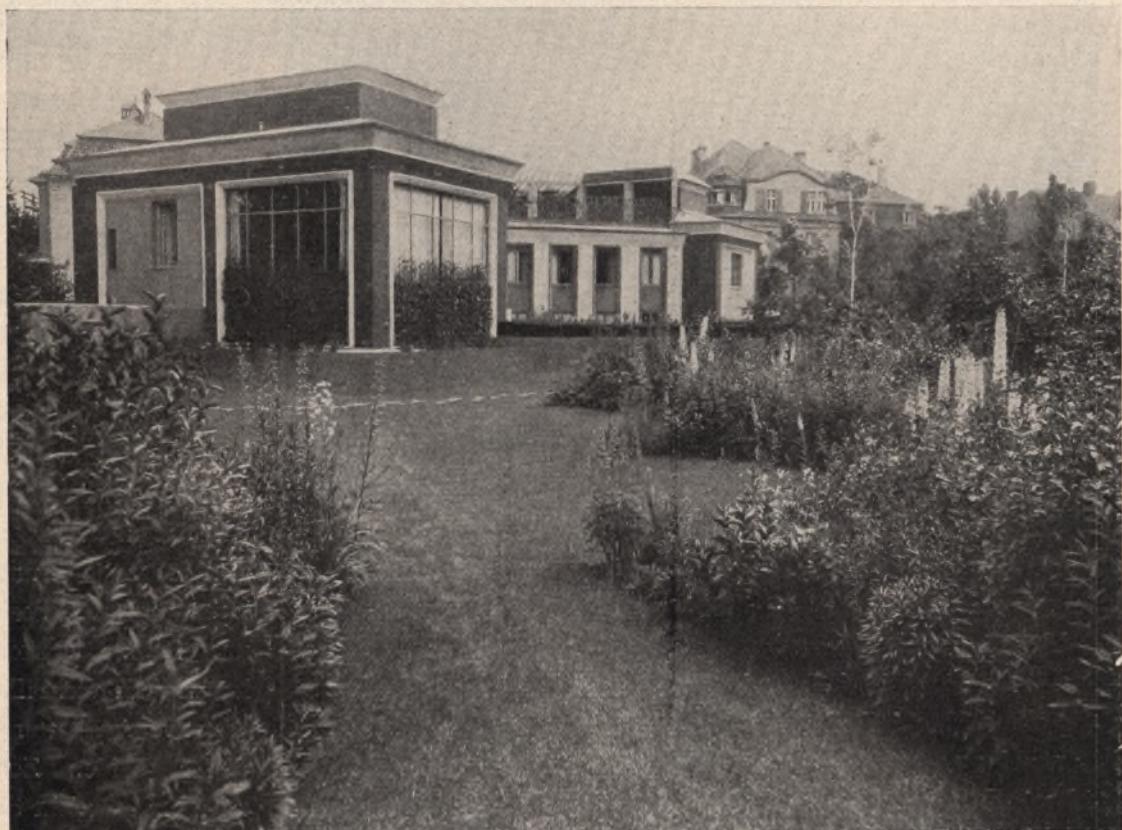
Lehrzeit nie praktisch mit den Dingen beschäftigt wurde.

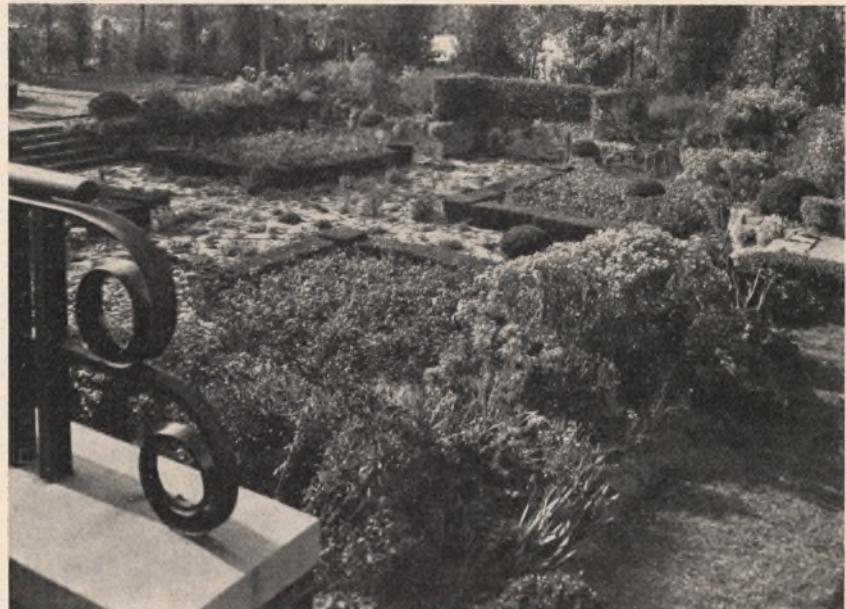
Dann erinnere ich mich, daß die Schloßbibliothek um diese Zeit zur Entleihung von Werken den Beamten zugänglich gemacht wurde. Da sah ich zuerst die fabelhaften englischen Gartenwerke und Zeitschriften, denen ich bis heute begeisterter Anhänger blieb. COUNTRY-LIFE und STUDIO waren in vielen Jahrgängen vertreten und daher die Grundlagen meines Wissens um fremde Gartenkunst. Die reiche illustrative Ausstattung dieser beiden Zeitschriften — nicht der Text (dem ich als Volksschüler mangels

Sprachschulung leider nicht folgen konnte) — war mir nächst dem forstästhetischen Wirken des Barons Salisch die wichtigste Hilfe. Gesellenjahre und Besuch der eingegangenen Gartenbauschule Proskau sind ohne Wirkung auf mein Programm und Ziel gewesen.

Später erkannte ich die Forderung der Zeit in allenthalben laut werdenden Gartenwünschen. Dem Volke gehörender Zweckpark und intime Gartengestaltung auf kleinstem Stückchen Erde — entgegengesetzte Dinge an sich, — werde ich immer lieben. Ich glaube an das mögliche Paradies auf Erden — es besteht in der Gartenwohnung für jeden Gutwilligen zur Tat. Wer voller Sehnsucht nach Erfüllung ist, wird in dieser guten Hoffnung tatkräftig werden und die Idee fördern, der ich diene.

Wenn ich in Berlin wohnen muß und an die liebe schlesische Heimat und eine herrliche Jungenszeit denke, so ist das oft mit einigen zerquetschten Salzwassertropfen in den Augenwinkeln verbunden. Ich träume oft von Räuber- und Gendarm-Spiel unter Rieseneichen und Buchen, vom Karnickeljagen, vom Krähenjagen mit dem Uhu, vom verbotenen Falknern auf damals noch nicht seltene Reiher, vom Kiebitziersuchen, vom Hechtstechen mit dem Dreizack und vom Krebsen und allerlei anderen Sünden, die so schön waren. Tugenden hatten wir nicht sonderlich erwähnenswerte, das ist schade. Oder, damit man nicht denke, daß ich ganz ohne war, möchte ich erwähnen, daß ich trotz aller Rüpeleien fleißig zur Messe und nur selten hinter die Kirche ging. Soll ich sagen, daß ich seither Kirchen liebe, schöne alte Kirchen besonders?





Es gibt nicht viel im Lande, die ich nicht kenne — aber ich muß allein darinnen sein, um anständig sein zu können. Sonst ist überall, wo ich bin, die große Natur meine Andachtsstätte, in der ich Genügen und Vergnügen finde. Am liebsten bete ich auf dem Pferd, im Trab oder Galopp allein über die Felder um Potsdam jagend, um märkische Seen frühmorgens oder nach Feierabend, wenn ich keinen Menschen treffe. Da bewundere ich immer aufs neue die Allmutter Natur in ihrer allmächtigen Neuzeugung und ich sehe, daß ich ein Stümper bin in so vielen Dingen. Man kann nicht jedermann's Wünsche erfüllen, denn jedermann's Haus- und Gartenideen sind verdammt verschieden. Man hat kaum gelernt, sich wie einen Anzug beim guten Schneider das Wohnhaus nach Maß machen zu lassen vom etwas könnenden, schöpferischen Architekten. Einen Gartenmacher, der gegen Honorar Berater ist, lehnt man fast überall ab, irrtümlich glaubend, daß solch ein Mann überflüssig oder wenn schon erwünscht, sicher das Objekt verteuerzt. Oder man vermurkst dem Berater durch inzwischen eingeholte Ratschläge von zehn Onkeln und Tanten die Arbeit und die freudige Tätigkeit.

Was ist diese Tätigkeit? Erstens ein Bezugnehmen auf umgebendes Ortsbild und auf weiteres Landschaftsbild der Heimat, an das ich immer generell Bindung finde, weil ich Verpflichtung fühle, mich taktvoll diesen diktierenden Elementen unterzuordnen. Dann: Weiterbauen aus dem Gebäudegrundriß und der Gebäudeform in die Gartenwohnung hinein unter Rücksichtnahme auf geologischen Unterbau und, wenn vorhanden, auf Vegetation, die ich auf der Baustelle vorfinde. Spielen im schöpferischen Sinn mit dem lebendigen veränderungsfähigen Baumaterial der Landschaft mit dem Ziel, ein harmonisches Bild zu erzeugen, zum Wohnen einladend, nicht kalter Repräsentation dienend. Wenige, aber zielstrebig, jeder Zeit gut gangbare Wege in großer, immer strapazierbar angelegter Rasenfläche. Räume nach Wohnzwecken und andren Nützlichkeitsprinzipien im Garten schaffen. Auf allerkleinsten Gartenfleckchen ist das möglich, in großen Gärten selbstverständlich. Requisiten sind, nächst Pflanzen, die Laube, das Bassin, Spalier, Hecke, Pflasterterrasse, Böschung, Pergola und viele, schöne Dinge, welche die Abbildungen andeuten.

Der Grenzkreis Groß-Wartenberg

Von Erich Arnold, Goschütz-Neudorf

Grenzland ist Notland. Verkannt und unbeachtet zu sein, ist Grenzlandschicksal. Wer weiß im Reiche draußen etwas von uns? Wer kennt von unseren schlesischen Landsleuten den Kreis Groß-Wartenberg? Unbekannt sind seine Schönheiten: seine rauschenden Wälder, seine glitzernden Teichflächen, bekränzt von ragendem Schilfe, seine Hügel, von denen der Blick weit schweift zur Grenze und darüber hinaus, seine stillen Täler, in denen murmelnde Bäche versteckte Mühlen treiben. Vergessen sind die Schönheiten, weil Grenzland Notland ist.

Landschaftlich gehört der Kreis Groß-Wartenberg in das Gebiet des schlesischen Landrückens. In einer Breite von 10 bis 12 Kilometern durchzieht er von Südwesten nach Nordosten den Kreis und bestimmt die wirtschaftlichen Verhältnisse. Denn im Hügellande herrschen sandige und kiesige Böden vor, die den starken Waldbestand dieses Kreisteiles bedingen. Die genügsame Kiefer ist der Charakterbaum dieser Gegend, die an besseren Stellen, so in der Gegend von Festenberg, prächtigen Buchenbeständen weichen muß. Auch die Eiche ist, besonders in den feuchteren nördlichen Kreisteilen, nicht selten anzutreffen. Dieser Reichtum an wertvollen Hölzern hat in der größten Stadt des Kreises, Festenberg, eine lebhafte Holzindustrie erstehen lassen.

Die in das Waldgebiet spärlich eingesprengten Dörfer sind meist klein. Ausgedehnte Felder mit gelber Lupine rund herum lassen schon von weitem die Dürftigkeit des Ackerbodens erraten. Roggen und Kartoffeln werden hauptsächlich angebaut, Weizen und Klee sind selten anzutreffen, Zuckerrüben fehlen im Gebiet des Landrückens völlig. Mühsam genug ist das Wirtschaften auf dem mageren Boden, besonders wenn, wie im vorigen Jahre, der notwendige Regen ausbleibt. Brauchen doch dort die Felder, wie der Bauer zu sagen pflegt, sechsmal in der Woche Gewitter und Sonntags einen Wolkenbruch. Es ist daher kein Wunder, wenn die Dörfer durchaus nicht den Eindruck der Wohlhabenheit erwecken können. Die niedrigen, aus den in der Heimat vorkommenden Baustoffen errichteten Häuser mit den erschreckend kleinen Fenstern und dem tief herabreichend gemütlichen Schobendaches sind in vielen Dörfern die Regel. Der Geograph Partsch hat um die Jahrhundertwende den Anteil der massiven Häuser in Schlesien an der Gesamtzahl derselben errechnet. Danach kamen auf die Provinz Schlesien etwa 75 % massive Gebäude, auf den Kreis Groß-Wartenberg dagegen nur 36 %. Auch ein Beispiel — nicht für die kulturelle Rückständigkeit, wie man leicht zu denken geneigt ist — sondern für die Armut unserer Gegend.

Die Gebiete südlich des Landrückens sind wirtschaftlich besser gestellt. Zwar sind auch hier Kartoffeln und Roggen am häufigsten anzutreffen, aber die besseren Erträge ließen die Bevölkerung zu einem, wenn auch nur geringen Wohlstande kommen. Große Mengen von Lebensmitteln verlassen von hier aus den Kreis und rollen nach den Industrienzentren und den Großstädten. Die flachen, tief gelegenen Kreisteile nördlich des Landrückens haben fast alljährlich unter langdauernden Überschwemmungen zu leiden. Die nördlich des Kreises langsam und träge dahinfließende Bartsch vermag die Wassermassen nicht schnell genug zu fassen und abzuleiten. Zwar nehmen die ausgedehnten künstlichen Fischteiche der Herrschaft Goschütz einen großen Teil des Wassers auf und wirken dadurch regulierend auf die Wasserführung, aber das flache, ungeschützte Gelände um sie herum und an den breiten Gräben verwandelt sich

nicht selten in schimmernde Wasserflächen. Oft dauert es dann wochenlang, bis die Wasser abgezogen sind, verschlammte Wiesen, ausgefaulte Wintersaaten, zerwühlte Felder zurücklassend. Die günstige Zeit zur Bestellung ist vorbei, der unter großen Opfern angeschaffte Kunstdünger ausgewaschen. Und im Sommer wiegt sich dann über Halm und Kraut schwankendes Schilf.

Vor der Zerreißung des Kreises durch das Gewaltdiktat von Versailles umfaßte der Kreis ein Gebiet von 81 253 ha mit etwa 49 500 Einwohnern. Das entsprach einer durchschnittlichen Bevölkerungsdichte von 61 Menschen auf einen Quadratkilometer. Durch die unsinnige Grenzziehung vom Jahre 1920 wurden 38 421 ha mit 20 264 Bewohnern abstimmungslos und gegen ihren Willen von ihrer alten Heimat getrennt. Aus einem der größten schlesischen Kreise ist über Nacht einer der kleinsten geworden, der auf einer Fläche von 41 011 ha noch eine Bevölkerung von 27 500 Seelen zählt. Das ergibt eine durchschnittliche Bevölkerungsdichte von 66 auf einen Quadratkilometer. Damit bleibt der Kreis um etwa die Hälfte hinter dem mittelschlesischen Durchschnitt zurück. Die geringe Bevölkerung unseres Kreises ist zurückzuführen auf die großen Waldbestände, die etwa 33 % der Kreisfläche bedecken (Reichsdurchschnitt 27 %), auf die Kargheit des zum überwiegenden Teile leichten, sandigen Bodens und auf die zahlreichen großen Güter, die den Hauptteil der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche des Kreises einnehmen. Für ein Grenzland bedeutet eine so geringe Bevölkerung zweifellos eine große Gefahr, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die nahe südposensche Hochfläche eine bedeutend größere Bevölkerungsdichte aufzuweisen hat. Über die Aufgaben, die sich für die Staatsverwaltung daraus ergeben, wird später noch zu sprechen sein.

Wie unsinnig die gewaltsame Grenzziehung ist, die damals im Namen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker vorgenommen wurde, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Landkarte. Die alte Kreisgrenze (gleichzeitig Grenze der Provinz Schlesien gegen Posen hin) führte im weiten Bogen um die Städte des Kreises herum und ließ diesen in einem Kranze von Ortschaften hinreichende Absatzgebiete noch über die Grenze der Provinz Posen hinaus. In allen drei Städten hatte sich ein gesunder deutscher Kaufmannsstand entwickelt. Da wurde das Unfaßbare Wirklichkeit. Die neue Grenze führt, wenigstens bei Groß-Wartenberg und Neumittelwalde, unmittelbar hinter den letzten Häusern der Stadt entlang und trennt sie damit von ihrem natürlichen Wirtschaftsgebiet. Rücksichtslos wird die Grenze mitten durch zusammenhängenden Besitz geführt, der Schuppen jenseits der Straße steht plötzlich im Auslande, der Garten wird durch die Grenze vom Hause getrennt. Es ist so sinnlos und doch wahr. Die beiden Eisenbahnlinien von Oels über Groß-Wartenberg zum Knotenpunkt Kempen, und von Oels über Neumittelwalde zum Knotenpunkt Krotoschin werden zerstückelt. Sie gleichen nach dem treffenden Beispiel von Korns „Arbeitern, die den Verlust eines Armes zu beklagen haben.“ Groß-Wartenberg und Neumittelwalde, ehemals Bahnhöfe mit lebhaftem Durchgangsverkehr, sind zu toten Sackbahnhöfen geworden. Das Chausseenetz des Kreises ist in geradezu boshafter Weise auseinander gerissen worden. Das krasseste Beispiel hierfür bildet die Grenzziehung zwischen Neumittelwalde und Tschescchenhammer. Um Polen willfährig zu sein, das auf zwei Orte Anspruch erhoben hatte, wurde aus der Chaussee ein etwa 5 km langes Stück herausgeschnitten und mit einem Streifen Land von stellenweise nicht 100 Metern Breite an Polen übergeben. Dadurch ist die Verbindung des ganzen nördlichen Kreisteiles mit der Kreisstadt unter-



Schollendorf, am Herrenteich

Phot.Walter, Groß-Wartenberg

brochen, die Verbindungen zu Arzt und Apotheke, ja selbst zur Kirche sind gesperrt. Stundenweite, sandige Wege müssen die Bewohner dieser Orte zurücklegen, um in der Stadt ihre Einkäufe besorgen zu können und der Besuch der Kreisstadt bedeutet für viele eine Tagereise. Dabei ist die Art der Grenzziehung nicht etwa damit zu verteidigen, daß die Bewohner jener Gebiete polnisch gewesen wären. Nein, auch die Bewohner des geraubten Kreisteiles sind ihrer Gesinnung nach ganz und gar deutsch gewesen. Kurz vor Inkrafttreten des Versailler Vertrages wurde dort im August 1919 eine Probeabstimmung vorgenommen, wobei von 11 784 Stimmberechtigten 10 010 Stimmen, das sind 90 %, für den Verbleib bei Deutschland abgegeben wurden. Kann es einen besseren Beweis für die tatsächliche Denkart der Bevölkerung geben, als diese spontane Kundgebung für die geliebte, alte Heimat? Aber auch wirtschaftlich lässt sich die neue Grenzziehung nicht verteidigen. Sämtliche Dörfer des geraubten Kreisteiles waren wirtschaftlich aufs engste mit den Städten des Kreises verbunden. Sämtliche Bedürfnisse der Bewohner wurden hier befriedigt, ihre Erzeugnisse hier umgesetzt. Ein Vergleich soll das einst-mals hier pulsierende Leben verdeutlichen. Auf dem Bahnhofe Neumittelwalde betrug vor der Grenzziehung der monatliche Stückguteingang durchschnittlich 500 bis 600 Tonnen, nach der Grenzziehung ging dieser Betrag auf weniger als den 12. Teil zurück. In der Zusammensetzung der städtischen Berufsstände spiegelt sich der rege Verkehr wider, der einst mit den zahlreichen Dörfern der Umgegend bestand. So hat die nur 1500 Einwohner zählende Stadt Neumittelwalde 12 Fleischer, 16 Lebensmittelgeschäfte (Kolonialwarenhandlungen) und 24 Gastwirtschaften. Fast alle diese Geschäfte stammen aus der Zeit vor der Grenzziehung und ihre Inhaber hatten ihr genügend Auskommen. Wie stark die wirtschaftliche Lage des einzelnen Gewerbetreibenden durch die Grenzziehung beeinflußt worden ist, zeigen folgende Zahlen, die für die Stadt Festenberg errechnet worden sind.

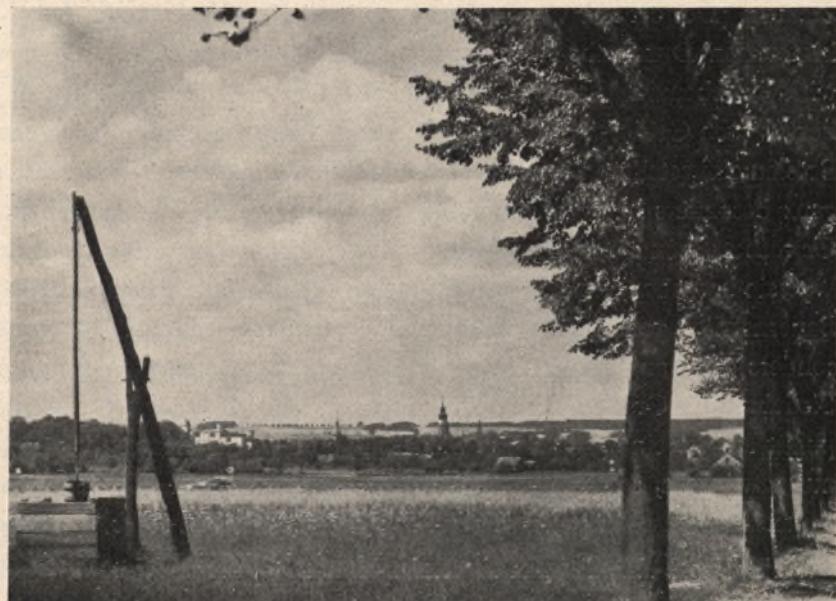
Bei drei Schuhmachermeistern betrug der Umsatz		
1913	1925	
45 000,00 Reichsmark	13 000,00 Reichsmark	
11 500,00 „	3 800,00 „	
6 000,00 „	2 200,00 „	

Bei zwei Kaufleuten betrugen die Umsatzzahlen		
1913	1925	
37 600,00 Reichsmark	19 500,00 Reichsmark	
20 800,00 „	14 000,00 „	

Dabei ist zu berücksichtigen, daß Festenberg diejenige Stadt ist, deren Kaufmannschaft durch die Grenzziehung direkt am wenigsten berührt wurde. Die Stadt Groß-Wartenberg hat durch Abtrennung ihres östlichen und nord-östlichen Hinterlandes von 52 Gemeinden und 44 Gutsbezirken, die zu ihrem Absatzgebiet gehörten, 30 Gemeinden und 25 Gutsbezirke verloren. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse auch in Neumittelwalde.

Die Industrie des Kreises ist von geringer Bedeutung. Eine Ausnahme davon macht die in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege mächtig emporgeblühte Holzindustrie in Festenberg. Durch Verschlechterung der Bahnverbindungen und die damit erhöhten Transportkosten sind die Festenberger Tischlermeister heute jedoch nicht mehr in gleichem Maße befähigt, den scharfen Wettbewerb zu ihren Gunsten zu entscheiden. Dazu kommt, daß die Aufnahmefähigkeit für Möbel auch im Inlande ganz allgemein zurückgegangen ist durch Vernichtung der Sparguthaben während der Inflation. Endlich hat auch die noch immer herrschende Wohnungsnot Anteil am Darniederliegen der Festenberger Holzindustrie. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Unternehmer sich zu weitgehenden Betriebseinschränkungen, ja zu Stillegungen entschließen müssen. Wie traurig es heute bestellt ist, geht daraus hervor, daß rund 75% aller Abschlüsse in Wechseln gemacht werden. Zur Behebung dringendster Notstände sind im Jahre 1926 Beträge von 200 bis 1200 Mark als sogenanntes Tischlerdarlehen zur Verfügung gestellt worden. Trotz größter Anstrengungen sind viele Meister heute noch nicht in der Lage, diese an sich nicht beträchtlichen Summen zurückzuzahlen. Und das ist möglich, trotzdem aus den etwa 140 Möbelfabriken Festenbergs jetzt wieder jährlich über 1000 Waggons Möbel die schlesische Tischlerstadt verlassen.

Blick auf Groß-Wartenberg



Unter den oben geschilderten Verhältnissen muß die außergewöhnlich hohe steuerliche Belastung der drei Städte früher oder später zu einem Zusammenbruch dieser Gemeinwesen führen. Es hatten aufzubringen:

	1914	1924	1925
1. Groß-Wartenberg	54 167,00 Mk.	201 195,00 Mk.	217 849,00 Mk.
2. Festenberg	58 884,00 „	211 708,00 „	225 076,00 „
3. Neumittelwalde	25 559,00 „	60 903,00 „	61 441,00 „

Die Mehrbelastung gegenüber 1914 beträgt also in den drei Städten im Jahre 1924: 371 %, 359 %, 234 %. Im Jahre 1925 sogar 403 %, 381 % und 240 %. Dabei sind die Abgaben für den Kreis und für die Städte selbst herabgesetzt worden. Von den aufgebrachten Steuern entfielen 1914

	in Groß-Wartenberg	Festenberg	Neumittelwalde
auf den Staat	15 414,00 Mk.	13 190,00 Mk.	5 912,00 Mk.
auf den Kreis	15 361,00 „	16 026,00 „	7 205,00 „
auf die Stadt	23 392,00 „	29 666,00 „	12 442,00 „

Im Jahre 1925 sieht die Verteilung so aus:

	in Groß-Wartenberg	Festenberg	Neumittelwalde
auf den Staat	182 764,00 Mk.	169 275,00 Mk.	44 451,00 Mk.
auf den Kreis	14 666,00 „	14 296,00 „	5 370,00 „
auf die Stadt	20 418,00 „	41 504,00 „	11 619,00 „

Die steuerliche Leistungsfähigkeit der bäuerlichen Bevölkerung kann nach den oben besprochenen geographischen Verhältnissen nur gering sein. Die Gemeinden müssen darum bis zu 500 % und darüber der Realsteuern zur Deckung ihres Steuerbedarfs erheben. Reine Bauerndörfer, wie sie auf der linken Oderseite sehr häufig anzutreffen sind, fehlen in unserem Kreise fast völlig. Der größere Teil der Wirtschaften im Kreise ist weniger als 5 ha groß. Das mag in gesegneteren Gegenden als Ackernahrung für eine Familie zur Not genügen, auf unseren schlechten Böden und bei dem ungünstigen Klima unseres Landstriches reichen die Erzeugnisse auch bei geringer Kinderzahl nicht zur Erhaltung der Familie aus. Seit Jahren geht deshalb eine große Zahl gerade der kleinen Besitzer den Sommer über entweder als Industriearbeiter in die Ziegeleien und Zuckerfabriken des Westens oder arbeitet im Baufach in den schlesischen Städten. Der oft nur von der Frau und den Kindern bestellte Acker bleibt in seinem Ertrage hinter den Durchschnittserträgen hiesiger Gegend zurück. Diese Wirtschaften erst einmal wirklich lebensfähig zu machen, daneben aber neue Bauernstellen in den heute noch so dünn bevölkerten Gebieten anzulegen, ist Aufgabe der Siedlung. Nach dem vom Landeskulturamte Breslau aufgestellten Siedlungspläne sind die Grenzkreise Niederschlesiens als für die Siedlung ganz besonders geeignet empfohlen worden. Dafür war maßgebend der Gedanke, daß den Gewerbetreibenden in den Städten nicht gedient ist mit einmaliger finanzieller Unterstützung. Was sie brauchen, ist eine zahlreiche kaufkräftige Bevölkerung, die nur durch Vermehrung der Bauernstellen geschaffen werden kann. Hinzu kam, daß bei dem in den Grenzkreisen ganz besonders stark ausgeprägten Großgrundbesitz die Möglichkeiten und Voraussetzungen für eine Siedlung im Großen viel leichter gegeben sind als anderswo. Auch vom nationalen Standpunkt aus ist eine großzügige Siedlung entlang der neuen Grenze unseres Vaterlandes nicht nur erwünscht, sondern muß geradezu als lebensnotwendig bezeichnet werden. Heimstätten deutscher Menschen gilt es zu schaffen, die einen Schutzwall bilden gegen die drohende, lauernde Gefahr von drüben. Schnell siedeln! Richtig siedeln! So muß die Lösung für die Grenzgebiete

heißen. Die Schaffung wirklich lebensfähiger Bauernstellen auf geeignetem Boden und mit leidlichen Wegeverhältnissen muß das Ziel der Siedelungsgesellschaften sein; für die schleunige Bereitstellung der Mittel zu sorgen ist dringende Aufgabe der zuständigen Stellen. Gleichzeitig mit dem Siedlungswerk muß der seit Jahren geplante Bahnbau Brieg—Namslau—Groß-Wartenberg—Neumittelwalde in Angriff genommen werden. Durch die unheilvolle Grenzziehung ist die frühere wichtige Querverbindung von Namslau über Kempen, Ostrowo, Krotoschin nach Lissa verloren gegangen. Die Kreisstädte an der niederschlesischen Grenze wurden dadurch ihrer Verbindung untereinander beraubt. Da die Rentabilität der geplanten Linie nach den angestellten Berechnungen gesichert ist, bleibt nur zu wünschen, daß die Staatsregierung diesen Bahnbau nach Kräften unterstützt. Damit wäre auch der Waldwirtschaft des Kreises ein wenig geholfen, die nach Verlust des größten Teiles der oberschlesischen Gruben über Absatzschwierigkeiten zu klagen hat, die doppelt schwer sind, weil die hohen Tarife eine weite Versendung auf dem Schienenwege ausschließen.

Oft und eindringlich genug ist die Staatsregierung auf die Not der niederschlesischen Grenz- kreise aufmerksam gemacht worden. Der Besuch des Herrn Minister des Innern am 13. April 1927 ließ unsere Hoffnungen neu aufleben. Langsam scheint sich ja auch die Erkenntnis durchzusetzen, daß der Staat auch bei uns die Schäden heilen helfen muß, die durch den Friedensschluß entstanden sind. Nichts mehr und nichts weniger verlangen wir ja, als daß die ärgsten Übelstände beseitigt und damit die schwersten Nöte gebannt werden. Das Grenzlandvolk wird aus eigener Kraft bemüht sein, das Deutschtum zu wahren. Aufgabe des ganzen Volkes muß es sein, dem Grenzlande den Mut zu stärken durch rasch helfende Tat. Wir rufen euch, Brüder! Laßt den Ruf nicht umsonst verhallen. Helft, ehe die Flut über uns hinweggeht, ehe ihr an eurem Leibe spürt, daß Grenzland Notland ist.

Aus der Lobrede des Dichters Lohenstein auf den Dichter Christian v. Hofmannswaldau

Zu Hofmannswaldaus 250. Todestage

De mortuis nil nisi bene! Dieses Wort haben die Menschen vergangener Jahrhunderte stärker beherzigt, als wir es zu tun pflegen. Wir empfinden es heute nicht verletzend, wenn ein Nachruf auch die Widerstände in Leben und Charakter des Verstorbenen erwähnt. Das Zeitalter des Barock hat — wie im prächtig ausladenden Stil seiner Dichtkunst — die erhabensten Vergleiche, die überschwänglichsten und gewähltesten Worte gesucht, um den Toten zu preisen. Das bezeugen zahlreiche, uns im Druck überlieferte „Lobreden“. Die folgende, von dem bekannten schlesischen Dichter am 30. April 1679 auf den berühmten Freund gehalten, ist ein besonders bezeichnendes Beispiel solcher Redekunst. In ganz anderem Maße als vor Werken der bildenden Kunst jener Zeit spüren wir hier den Abstand, der uns von dieser Welt trennt. Ja, er ist so weit, daß das, was die Zuhörer damals ernst und würdig fanden, zuweilen zu unserer Erheiterung dienen mag.

H. Gr.

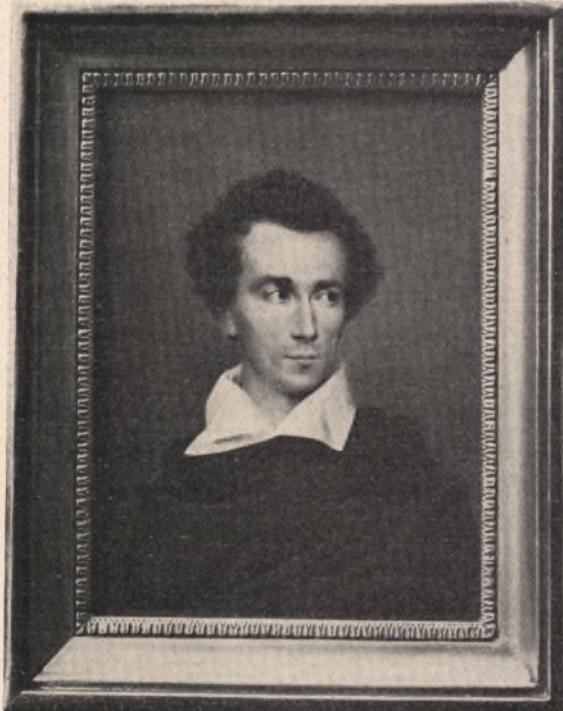
„Der Große Pan ist todt!“ Mit diesen Worten ruffte von dem Eylande zur Zeit des Kaisers Tiberius eine heftige Stimme einem vorbeischiffenden Egyphier Thamus zu, mit Befehl: daß er diesen Tod bey dem Palodischen Ufer ferner kund machen solte. Wolte Gott! diese Unglücksstimme wäre nur auf dem längst verfaulten Egyphischen Schiffe gehöret, nicht aber den 18. April letzthin das Schiff dieser Stadt durch ein Panisches Schrecken erschüttert worden. Wolte Gott! sage ich, daß ich nicht in dieser hochansehnlichen Versammlung dem Palodischen Gestade oder vielmehr der seuffzenden Stadt Breslau und dem mitleidenden Schlesien ein gleiches Kind der Stimme gebären oder nachschallen müßte: Unser großer Pan ist todt! nemlich der Weiland Hoch Edelgebohrene Herr, Herr Christian von Hoffmannswaldau auf Arnoldsmühle, der Rö-

misch Kaiserlichen auch zu Ungarn und Böheimb Königlichen Majestät Rath, der Stadt Breßlau Raths-Praeses, wie auch des Königlichen Burglehrs zu Namßlau Director. — Wem solte der Name Pan mit mehr Recht zugeeignet werden als dem Hochschätzbarren Herrn von Hoffmannswaldau? in welchem die gütige Natur all ihr Vermögen, wie der große Werckmeister des Samischen Labyrinths Theodorus alle seine Kunst in einem vierbespannten Wagen, welchen aber seiner Kleinigkeit halber eine Fliege bedeckte, zusammen gezwängt hatte. Wir werden gezwungen, unserem edlen Todten mit Wahrheit den von Griechenland dem Thimotheus gegebenen Preis zuzueignen; daß er durch seine Tugenden seines Vaters Ehrenruhm wie die Morgenröthe die Sterne verdunkelt habe. Diese Verdüsterung aber leschet den Ruhm der Voreltern nicht aus. Ein Sohn, der es seinen Ahnen zuvortut, giebet seinem Geschlechte viel mehr Licht, als der künstliche Schatten einem Gemälde Zierath. Hingegen schüttet ein seinem Vater unähnlicher Sohn den Schimmel der Vergessenheit und den Staub der Schande auff die glänzenden Ehrenbilder seiner tapferen Voreltern. Sich aber macht er zu etwas wenigerem, als es die Aftergeburt der doch so großen Kamele ist. Denn der Adel ist eine Nulle; wenn die Ziffer der Tugend darbeysteht, gilt sie viel, wenn sie alleine steht, nichts.

Ob ihn zwar wie den Kayser Hadrian seyne unersättliche Begierde reitzte, alles was er von der Welt gelesen auch selbst in Augenschein zu nehmen, hielten doch sein Herr Vater und vornehme Freunde ihm die nachdenkliche Lehre des Apollonius ein: einem weisen Manne wäre Griechenland, und dem Herrn von Hoffmannswaldau Breßlau die gantze Welt! Hier ihn nun unbeweglich zu machen, fanden sie kein sicherer Band als die Verknüpfung mit der HochWohl-Edelgebohrenen, Hoch-Ehr- und Tugendreichen Frauen Marien gebohrner Weberßkyn, welche nunmehr als höchstbestürzte Wittib nach Eigenschaft der Turteltauben nicht weniger ihr übrigse Leben als ihres Ehegatten Todt beweinet.

In ihm lebte gleichsam die Seele des Römischen Maecenas. Daher künftig alle Mäcenaten in Breßlau billich Hoffmannswaldauer genennet werden solten. — Aber alles diß ist unser hoch verehrter Herr Praeses nur gewesen, er ist es aber nicht mehr. Wir sehen von ihm ebensowenig als Thamus von Pan, nachdem wir heute seine sichtbare Überbleibung, nemlich die Hülsen seines Leibes in den alles verdäuen Magen der finsternen Erde versencket haben. Gantz Breßlau netzet zwar sein Grab mit bitteren Tränen und würde ihn gerne mit den Nägeln wieder ausscharren, allein jene sind nur ein unfruchtbare Opfer der Wehmut; dieses ein eiteler Rauch großer Liebesflamme.

Unser Pan, unser Vater, unser Salomo ist todt! Es ist wahr, der Tod hat an ihm allein eine fette Hekatombe zum Opfer bekommen. Alleine nur sein geringstes Teil ist todt; nemlich diß, was der Verstorbene in seinem Leben schon fürlängst hatte sterben sehen. Er ist hin, aber nur in unsren Augen. Denn sein Beyspiel bleibt ein vollkommenes Vorbild aller folgenden Ratsherren zu Breßlau. Seine Verdienste leben noch in vielen tausend Herzen; und alle Breßlauischen Nachkommen, welche nicht Feinde der Tugend und des heßlichsten Undanks schuldig sein wollen, müssen ihm in ihren Zeitregistern ein unausleschliches Gedächtniß, wie die Arcadier in ihren Tempeln ihrem Pan ein ewiges Feuer anzünden. Also schlüssen wir mit weniger Wehmuth als wir angefangen. Jetzt nehmen wir nur noch die Rosen aus seinem Wappen und streuen sie auf sein Grab. Die Federn daraus geben wir der gelehrten Welt, seine in Ertz und Marmel gehörigen Verdienste damit aufzuzeichnen. Den Ancker aber hat unser seliger Todte bey seinen Lebtagen als ein Befestigungsbild der gemeinen Wolfarth schon unserm Rathause zugeeignet.



**1. Miniaturbildnis des
Schauspielers Eduard Devrient**
Breslau, Schloß-Museum

Zum Leben und Werk des Breslauer Miniaturmalers Amand G. Zausig

**geb. den 24. März 1804
gest. den 22. Januar 1847 in Breslau
Von Ernst Scheyer**

Amand G. Zausigs' Leben und Schicksal ist das eines Künstlers aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der „Provinz“. Ein glänzender Anfang, der zu den „schönsten Hoffnungen“ berechtigte, Lehr- und Wanderjahre in einer deutschen Kunstmetropole und in Italien, Rückkehr in die Heimat und der Versuch, sich dort künstlerisch durchzusetzen, mit der Jagd nach Aufträgen in einer durch große Kriege verarmten Zeit, in einer Umgebung, die im allgemeinen den Dingen der Kunst, wenn nicht grade feindlich, so doch herzlich gleichgültig gegenüberstand, schließlich ein unbekanntes Sterben in Armut.

An der „Provinz“, die ihn geboren und zunächst gefördert, die nicht den schlechtesten Teil seiner Kunst in ihrem seltsamen Gemisch von peinlichster Akkuratesse und seelischer Vertiefung ausmacht, ist er schließlich als Künstler zerbrochen.

1822 erscheint Zausig als Achtzehnjähriger zum ersten Mal in den Breslauer Ausstellungs-katalogen mit „mehreren Miniaturgemälden, Iffland, einem Amor usw.“¹⁾. Auf den Ausstellungen der Jahre 1823/24 ist er dann mit einer größeren Anzahl von Arbeiten vertreten. Es sind Landschaften, Bild- und Porträtmalereien, ausschließlich Kopien nach Arbeiten Breslauer, schleisischer und österreichischer Künstler, nach König, Siegert, Mosch und Bergler, zu denen er z. T. wohl auch, wie zu König und Siegert, in einem direkten Schülerverhältnis stand²⁾.

¹⁾ Vergl. das „Verzeichnis der Kunstsachen, Fabrikwaren und Naturerzeugnisse, welche in den Zimmern der Schlesischen Vaterländischen Gesellschaft vom 3. bis 16. Juni ausgestellt werden“ pg 17 Nr. 126.

²⁾ König, Heinrich d. Ä., Professor, geb. in Braunschweig, 11. November 1777, gest. 27. Oktober 1867 in Breslau, als Zeichner, Maler, Graphiker, Restaurator sowie eine Zeit lang als Konservator der Staatl. Bildersammlung in Breslau tätig. — Siegert, August, geb. den 25. Dezember 1786 zu Schweidnitz, gest. den 12. November 1869 in Jordansmühl, 1811 Schüler Davids in Paris, seit 1. Dezember 1811 als Universitätszeichenlehrer in Breslau angestellt. — Mosch, C. F., Dr. Professor zu Liegnitz, Kunstliebhaber, seit 1820 als Maler bekannt. —

Als einziges Werk aus seiner Breslauer Zeit hat sich eine Miniatur mit der „Darstellung im Tempel“ nach einem Bilde Berglers aus in Prag erhalten, die „Zausig 1823“ signiert ist (Breslau, Schloß-Museum). Es fällt schwer, in der Handschrift dieses charakterlosen, schülerhaft-ängstlich gemalten Bildchens nach dem Werk einer längst vergessenen Modegröße dieser Tage den werdenden bedeutenden Porträtmaler zu erkennen. Erst in Dresden, wohin sich Zausig 1824 mit einer Unterstützung der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur“ begab, legt er den Grund für seine spätere künstlerische Tätigkeit. Die Dresdner Zeit wird die für den Künstler entscheidende seines Lebens, denn hier, wo Galerie, Privatsammler und ortsansäßige Miniaturmaler Anregungen in der Kunst der Portrait-Miniatur wie wohl kaum in einer anderen Stadt mit Ausnahme Wiens und Paris' boten, bildet er sich zum Miniaturmaler heran. Ansätze dazu fanden sich ja schon in seiner Breslauer Zeit.

Es gibt in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis auf die Landschaftsmalerei wohl kaum eine Kunstmuttergattung, in der sich der Zeitgeist besser spiegelt als in der Porträtmalerei. In dieser engen und ärmlichen Epoche, die überall materielle Grenzen setzt, treibt man einen Kultus der Menschlichkeit, der sich auf künstlerischem Gebiet im leidenschaftlichen Interesse am Gesicht am schönsten ausprägt. Auf kleinstem Raume entdeckt und stellt man die Welt dar, und die Welt ist dieser Zeit neben der Landschaft: der Mensch.

Für einen jungen Künstler, der aus der Provinz kommt und dessen ganze „psychologische“ Veranlagung dem Zeitgeist gleich gerichtet ist, ergaben sich in diesem Kunstzweig auch für sein späteres Gedeihen in der Heimat gute Möglichkeiten. Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, wer in Dresden Zausigs Lehrer gewesen ist. Es besteht guter Grund anzunehmen, daß er überhaupt nicht zu einem Meister in einem direkten Schülerverhältnis gestanden hat. In dem alten Schülerverzeichnis der Dresdner Akademie fand ich ihn ein einziges Mal unter dem Oktober 1825 als Schüler der „Kunstschule 2. Cl.“ eingetragen ohne einen besonderen Vermerk des Lehrers oder des Lehrfachs. Aus dieser Eintragung konnte ich auch Zausigs Geburtszeit und Geburtsort, die bisher nicht bekannt waren, entnehmen: „Amand Zausig geb. 24. III. 1804 in Breslau“. Als sein Vater ist der Ökonom Franz Zausig genannt.

Die künstlerischen Ergebnisse der Dresdner Jahre hat Zausig erst später, 1828, in Breslau ausgestellt, als er bereits in Italien weilte, um das Land, das er bisher nur aus den Studienmappen seiner Breslauer Lehrer kannte, nun mit eigenen Augen zu sehen und um seiner künft-

Bergler, Joseph d. J., geb. in Salzburg den 1. Mai 1753; 1781 Schüler Marons in Rom; 1800 Lehrer und Direktor der neugegründeten Prager Akademie, gest. 1829 in Prag. — Der Ausstellungskatalog von 1823 nennt auf pg 14 Nr. 101) Gegend aus den Karpathen, Ölgemälde nach Mosch; 102) Der Auswurf des Vesuv, Ölgemälde nach einem alten Bilde in Wasserfarben; 103) Ein schlafender Amor, mit einem Satyr, Miniatur nach König; 104) Maria mit dem Kinde, Jesu und Simeon im Tempel nach Bergler in Prag, Miniatur (jetzt im Schloß-Museum Breslau); 105) Bildnis des Künstlers selbst in Miniatur. Mit diesen Arbeiten, die die vielfältige Begabung des jungen Künstlers zeigen, hat Zausig Erfolg gehabt. Der in den „Schles. Provinzialblättern von 1823 Juni pg 60 abgedruckte Rechenschaftsbericht der „Abteilung für Kunst und Altertum in der Schlesischen vaterländischen Gesellschaft“ teilt unter Nr. 16 mit: „Erkauft wurden ein Amor (siehe oben Nr. 103) vom Herrn Zausig für 20 Rt.“ Der Rechenschaftsbericht des nächsten Jahres vom Juli 1824 nennt dann pg. 70 einen weiteren Ankauf: „für eine Landschaft nach Siegert von Zausig, der nach Dresden zu reisen beabsichtigt 40 Rt.“ Dieses Bild finden wir im Breslauer Ausstellungskatalog von 1824, pg 17: Herr Maler Amand Zausig jetzt zu Dresden Nr. 124: Der Golf zu Bajä, in Öl nach Siegerts auf der vorjährigen Ausstellung befindlichen Landschaft, siehe das Verzeichnis.

lerischen Ausbildung jene Abrundung zu geben, ohne die man in jenen italienfahrenden Zeiten in Deutschland wohl kaum als ernsthafter Künstler angesehen werden konnte. Als ein Abirren von seinem ihm als Porträtmaler vorgezeichneten Wege ist der italienische Aufenthalt, während dessen Zausig sich überwiegend mit Landschaftsmalerei beschäftigte, nicht anzusehen. Die Landschaft ist stets seine zweite Passion gewesen — wie ja überhaupt Porträt und Landschaft in der Biedermeiermalerei eine enge künstlerische Einheit bilden — wenn sie auch, wohl des Broterwerbs wegen, in seinem entscheidenden 4. Lebensjahrzehnt zurücktritt und wenig davon auf uns gekommen ist.

Von den 1828 in Breslau ausgestellten Arbeiten Zausigs entfallen noch zwei, eine Miniatur Napoleons nach J. B. J. Augustin (geb. 1759 gest. 1832 in Paris) und eine nach dem Christus von Carlo Dolci auf seine Dresdner Zeit. Als Ergebnis seines italienischen Aufenthaltes zeigt er eine „Ansicht von Rom“³⁾.

Erhalten sind uns von den Arbeiten der Dresden und italienischen Zeit nur 13 Ansichten Roms und seiner Umgebung⁴⁾. Von diesen Zeichnungen, die größtenteils „Zausig“ 4. X. bis 4. XI. 1827 signiert sind und offensichtlich einem kleinen Skizzenbuch entstammen, ist nur eine angetuscht, die anderen sind reine Bleistiftzeichnungen. Bei aller Genauigkeit der Zeichnung, die liebevoll das Kleinste notiert, sind diese „klassischen“ Ansichten Roms doch nie pedantisch trocken, sondern mit selbstverständlicher Leichtigkeit behandelt. In dem besonderen Sinn für das Wesentliche der Erscheinung, für den geschickten Bildausschnitt offenbaren sich Wesenseigenschaften Zausigs, die auch den Porträtmalern auszeichnen sollten.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat (1829) beginnt nun die zweite wesentlichste Periode seines Schaffens, in der wir ihn auf der Höhe seiner Kunst ausschließlich als Porträtmalisten kennen. In diesen Jahren nach seiner Rückkehr scheint Zausig keinen festen Aufenthaltsort mehr gehabt zu haben und in unruhigem Wanderdasein von Ort zu Ort, von Gut zu Gut gereist zu sein. Lediglich die Datierungen auf den Porträts und die Personen der Dargestellten geben für sein Leben einige Anhaltspunkte.

Eine größere Anzahl von Miniaturen aus dieser Zeit bewahrt heute das Schloß-Museum in Breslau, von denen die in den Jahren 1837—39 entstandenen Porträts der Rittergutsbesitzerfamilie Majunke auf Bischwitz bei Breslau zu den Höhepunkten der schlesischen Miniaturmalerei überhaupt gehören⁵⁾. Dieser Besitz wurde in den letzten Jahren durch Schenkungen

³⁾ Auf dieses Bild wurde bereits 1827 in den „Schlesischen Provinzialblättern“ Bd. 86 pg 590 hingewiesen: „Der Maler Zausig . . . aus Schlesien gebürtig, der längere Zeit in Dresden lebte und in seiner Kunst sich übte, wozu ihm eine Unterstützung der Schlesischen vaterländischen Gesellschaft mit förderlich war, ist seit einiger Zeit in Rom und hat bereits eine Landschaft nach der Natur vollendet, deren Standpunkt von der Porta del popolo, unweit der Villa Borghese genommen ist, wobei man links einen Teil der Stadt Rom, nebst der Engelsburg übersieht und rechts den ganzen Vatican nebst der St. Peterskirche und den umliegenden Gebäuden. Er hat diese Landschaft zur nächstjährigen Ausstellung bestimmt, am 15. Oktober von Rom entsendet, und sie ist schon hier eingetroffen.“

⁴⁾ Die Zeichnungen bewahrt als Geschenk des Herrn Leo Seelig die Bibliothek des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau Inv. Nr. 3201 an.

⁵⁾ Abgebildet bei Hintze, Erwin „Schlesische Miniaturmaler des 19. Jahrhunderts“ in Schles. Vorzeit N. F., Bd. 3, Breslau 1904. Hintze ist die wissenschaftliche Entdeckung Zausigs zu danken. Seine Schriften über Zausig und die schlesische Künstlergeschichte des 19. Jahrhunderts, vor allem die vorerwähnte, daneben kleinere Arbeiten wie: „Joseph Schall und Amand Zausig, zwei schlesische Miniaturmaler“ in „Breslauer Zeitung“.

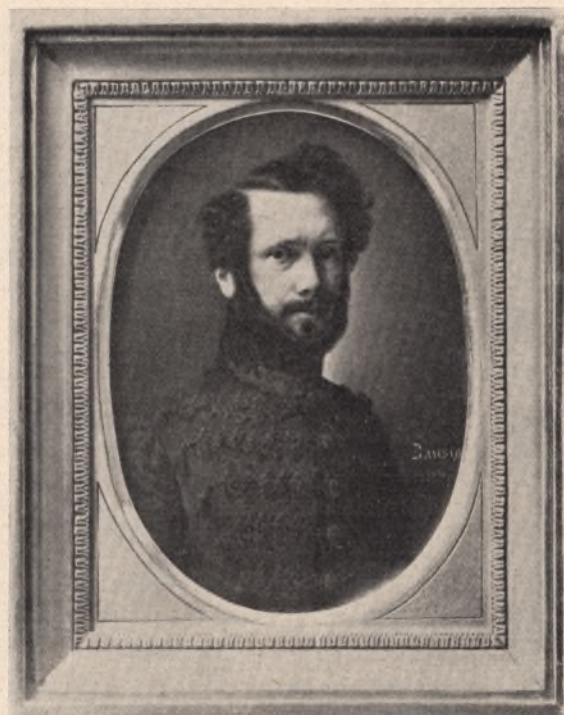
des verstorbenen Amtsgerichtsrats Moritz Feige in Breslau aufs glücklichste vervollständigt. Diese bisher nicht publizierten Arbeiten Zausigs, sowie weitere bisher unbekannte Stücke seiner Hand aus schlesischem Privatbesitz⁶⁾) seien hier noch behandelt.

Das eine der ehemals in Feigeschem Besitz befindlichen Arbeiten Zausigs ist „A. Zausig 1835“ signiert und stellt der Tradition nach „den Schauspieler Devrient“ dar. (Abb. 1). Vergleiche mit zeitgenössischen Bildnissen ergeben mit größter Wahrscheinlichkeit, daß es Eduard Devrient (1801—1877) der Schauspieler, Regisseur und Historiker der deutschen Schauspielkunst sein wird. Beziehungen Zausigs zur Devrientschen Schauspielerfamilie bestanden jedenfalls. Den jüngeren Bruder Eduards, Emil (1803—1877), der 1831—1868 an der Dresdner Hofbühne wirkte, hat Zausig zwei Jahr später porträtiert. Diese „A. Zausig 1837“ datierte, auf starkem Elfenbein gemalte Minatur⁷⁾ zeigt den Schauspieler im Pelzrock in ähnlich ideal drapiert Gewandung wie den auf der Breslauer Miniatur Dargestellten, doch unterscheiden sich die Gesichtszüge bei aller Familienähnlichkeit wesentlich von denen Eduards. Zausig, den wir als glänzenden Beobachter schätzen, hat auf den beiden Porträts sehr gut die menschliche

vom 7. Juni 1903; Katalog der Ausstellung von Miniaturmalereien aus schlesischem Besitz oder schlesischer Herkunft vom 8. Oktober bis 8. November 1903; Augustin Siegert und Carl Hermann, Schles. Vorzeit N. F. Bd. 7, Breslau 1909 sowie mündliche Hinweise konnten wir in dieser Studie dankenswerterweise benutzen und ergänzen.

⁶⁾ Sie stammen ausnahmslos aus dem Nachlaß des am 7. November 1896 in Breslau gestorbenen Architekturmalers Adalbert Woelfl, der Zausig noch persönlich gekannt hat.

⁷⁾ Die $21,5 \times 17,5$ cm große Miniatur ist am 10. Dezember 1917 auf einer Versteigerung bei Paul Graupe, Berlin (Auktionskatalog, Nr. 67 mit Abbildung) in unbekannten und nach einer Mitteilung von Herrn Paul Graupe nicht mehr feststellbaren Privatbesitz übergegangen.



**3. Der Vater des Malers Heinrich König d. Ä.
Breslau, Privatbesitz**

Phot. O. Damerau



und künstlerische Verschiedenheit der Brüder herausgebracht. Emils ein wenig eitlem und pathetischen Wesen steht die warmherzige, offene Art Eduards gegenüber, der bei aller Schlichtheit seines Wesens etwas Königliches, Imponierendes gehabt haben mag⁸⁾.

Die zweite als Feigesche Schenkung an das Museum gelangte Miniatur Zausigs ist das Porträt eines bärtigen Mannes in pelzbesetzter, verschnürter, schwarzer Litewka (Abb. 2). Es ist in gleicher, brillanter Technik wie das Devrient-Porträt gemalt und „Zausig 1838“ bezeichnet. Vielleicht ist ein schwacher Bestimmungsanhalt dadurch gegeben, daß es nachweislich eine Zeit lang der Zausigschen Verwandtschaft gehörte⁹⁾.

Ehemals gleichfalls in Feigeschem Besitz waren zwei Aquarellporträts, die jetzt Herr Wilhelm Perlhöfter in Breslau besitzt. Das eine hier abgebildete (Abb. 3) stellt nach einem handschriftlichen Vermerk des Breslauer Architekturmalers Woelfl auf der Rückseite des Bildes den „Vater des verstorbenen Professors Maler König zu Breslau“ dar. Dazu hat M. Feige auf der Rückseite des Rahmens den Vermerk gefügt: „Stammt aus dem Nachlaß des Malers A. Woelfl und ist nach der oben rechts in der Gardine verborgenen Signatur A. Z. von dem in Breslau gestorbenen Maler August Zausig gemacht“. Das zweite dazugehörige Porträt ist nach Feiges Notiz das der „Mutter des verstorbenen Malers König“ und offensichtlich von der Hand des gleichen Malers, wenn auch von schwächerer Wirkung.

Wenn wir Woelfls Benennung trauen dürfen, kann es sich bei dem Mann nur um den Vater Heinrich Königs d. Ä., des Breslauer Lehrers von Zausig handeln. Dem Alter des etwa achtzigjährigen Dargestellten nach wird es zwischen 1830 und 1835 gemalt sein.

Die Arbeit gehört zu den besten Werken Zausigs. Das, was sein künstlerisches Wesen ausmacht, die Verbindung von genauerster Wiedergabe des Geschauten mit seelischer Vertiefung, ist in diesem geistig bedeutenden Kopf, dessen ganzer Ausdruck in den wunderbaren, klaren, blauen Augen zu liegen scheint, am schönsten ausgeprägt. Die Koloristik ist brillant, kräftig ohne grell zu wirken; wundervoll der Kontrast des kornblumblauen Rockes vor der stumpfgrünen Wand. Fein abgewogen ist die Komposition, wie das Brustbild des mit der linken Hand schreibenden Mannes halb vor die Wand, halb vor das Fenster gesetzt ist. Das in der Biedermeiermalerei so beliebte Thema der menschlichen Figur vor dem Fenster: Verknüpfung behaglicher Daseinsenge und sehnsuchterregender Weite, ist hier von Zausig nicht als Kontrast, sondern als Harmonie von Heim und Welt gefaßt. Die beruhigte Atmosphäre der Stube, die als einzigen Schmuck die Bilder an der Wand enthält, scheint sich draußen, wo Giebel und Türme einer mittelalterlichen Stadt in silbrigen Dunst getaucht hineinschauen, fortzusetzen. In diesem Bild ist alles beseelt, denn Zausig versteht die Kunst, bei allem Realismus der Wiedergabe so

⁸⁾ Vergl. den „Briefwechsel Eduard Devrients mit seiner Frau Therese“, herausgegeben von Hans Devrient, Stuttgart 1909. In diesem kostlichen Buch befinden sich auch Abbildungen nach Porträts Eduard Devrients.

⁹⁾ Dies ist aus einem Brief eines Großneffen Zausigs, Herrn Oberregierungsrat Böhm aus Aachen an M. Feige zu entnehmen (27. September 1906). Böhm gibt an, das Bild als Knabe im Besitz seiner Tante Bär in Breslau, einer Nichte Zausigs gesehen zu haben. Im Besitz dieses Herrn Böhm, dessen Wohnsitz nach Erkundigungen in Aachen nicht mehr feststellbar war, befand sich auch eine Miniatur seiner Großmutter Kohlsdorf (Frau des Besitzers der Marienmühle in Breslau), der Schwester Zausigs von des Künstlers eigener Hand. Davon wie von zwei gleichfalls von Zausigs Hand stammenden Miniaturporträts zweier ihrer Töchter Böhm und Bär existieren noch Photographien jetzt im Besitz des Rechtsanwalts Eduard Feige in Breslau.

weit in den Kern der Menschen und Dinge vorzustoßen, daß ihre Seele bloßliegt und sie wie von innen zu glänzen scheinen.

Aus dem Jahre 1839 ist das letzte uns bekannte Miniaturporträt Zausigs datiert, (das Porträt eines Fr. Horsetzka bez. „Zausig 1839“ im Schloß-Museum Breslau). Danach scheint die Tätigkeit Zausigs als Porträtmaler wie abgerissen, denn bis zu seinem 1847 erfolgten Tode kennen wir kein datiertes Porträt mehr. Über diese letzte dritte Lebensperiode Zausigs wüßten wir nichts, besäßen wir nicht eine größere Anzahl von bisher unbeachtet gebliebenen Aquarellen, die gleichfalls aus dem Woelfischen Nachlaß stammend heut in den Besitz von Eduard Feige gekommen sind. Außer einer aquarellierte schlesischen(?) Landschaft sind dies aquarellierte Bleistiftzeichnungen menschlicher Figuren, die infolge irgend einer Abnormität körperlicher oder geistiger Art, durch ihr Schicksal oder durch irgend eine Leidenschaft das Interesse des Künstlers erweckten. Als eigentliche Karikaturen sind nur einige von diesen Blättern anzusehen: Ballszenen, Gesichtsfratzen in der Art Leonardo da Vincis — wohl mehr Spielereien auf dem Papier —; ein Kongreß von Geistlichen mit Tierköpfen, von einer Hexe geleitet; das Bild eines fetten Spießbürgers, mit phantastischen Orden herausgeputzt, und eine Karikatur auf die Gemütlichkeit.

Künstlerisch viel bedeutsamer, weit mehr „echter Zausig“ ist eine Serie von „Originalen“, wie sie sich in einer schlesischen Kleinstadt — wahrscheinlich ist es Münsterberg, wo sich Zausig einige Zeit aufhielt¹⁰⁾ — gefunden haben mögen. Ein gleichfalls noch erhaltenes, vielleicht als Titelblatt gedachtes Aquarell läßt vermuten,

¹⁰⁾ Dies geht aus einem Briefentwurf M. Feiges an Böhm hervor. Nachfragen in Münsterberg führten zu keinem Ergebnis. Zwei der Blätter aus dieser Zeit sind datiert 22. Juli und 5. August 1843.



4. Zwerg Machanze, „eine böse Kröte, trägt alle Morgen seine gebackenen Birnen in dieser Stellung nach Hause“



5. Der Herr von Herzberg, „Kartenleger, Hundeschinder, Übergang vom Menschengeschlecht zum Orangutang“



6. Der Flickschneider, „hat für ein Glas Bier in dieser Position eine Stunde lang gestanden, merkwürdig große Zähne, Lippen, dreifache Oberlippe“



7. Albernes Mädchen. Aquarell. Breslau, Ed. Feige

daß die Absicht bestanden haben mag, in einer Blätterfolge eine Art Kleinstadtpanoptikum zu schaffen. Wir sehen darauf einen bärtigen Mann, einen Affen auf der Schulter mit einer Neapolitanermütze auf dem Kopf (vermutlich ein Selbstbildnis des Künstlers), der mit einem langen Stock auf ein Wesen — halb Drache, halb Mensch in einem Käfig weist. Darüber in lateinischen Lettern die seltsame Aufschrift „Hopoperos“ und darüber wieder fein mit Bleistift notiert „Frau Radich (Wirtin)“. Davorstehen gaffend im Halbkreis die stark karikierten Kleinstädter. Klein im Hintergrund, auf einer Art Bühne, finden wir dann die Haupttypen dieser „Serie von Originalen“ wieder. Die Einzelblätter der Serie (im Besitze von Ed. Feige, Breslau) hat Zausig zum Teil mit launigen, für sein Wesen so bezeichnenden Beischriften versehen. Die schönsten von diesen Aquarellen seien hier abgebildet (Abb. 4—6).

An diese Serie schließen sich ihrem Thema nach noch folgende Aquarelle an:

Der Harmlose (ein zerlumperter Mann, der an einer Blume riecht); Albernes Mädchen (Abb. 7); Albernes Weib (datiert 5. VIII. 1843).

In diesen Aquarellen zeigt sich Zausig, „der Maler des vornehmen schlesischen Biedermeiers“ (Hintze) von einer — scheinbar — so anderen Seite. Nun liegt es ja nahe, anzunehmen, daß er von der Welt verkannt in einer kleinen Landstadt lebend seinem Ärger und seiner Enttäuschung in diesen Blättern Luft macht. Und teilweise mag diese Vermutung für die Entstehungsgründe der Zeichnungen, die reine Karikaturen darstellen, zutreffen. Für die „Serie von Originalen“ mag darüber hinaus das psychologische Interesse am menschlichen Fall, am Pathologischen, am Schicksal des Dargestellten und der Bizarerie oder Komik der Erscheinung vorgewaltet haben. Und wie versteht es Zausig auch hier, den Ausdruck der Augen wiederzugeben, wie wundervoll weiß er das eigentlich Malerische der Erscheinung

zur Geltung zu bringen. Beim „Flickschneider“ (Abb. 6) setzt er fein die Farbe der Augen (über die er sich in der Beschreibung so enthusiastisch äußert) mit einem blauen Halstüchlein in farbige Beziehung. „Das alberne Mädchen“, sicherlich nicht ohne Absicht nur ganz leicht, fragmentarisch angetuscht, hat braune, durchsichtig-grundlose Augen von der seltsamen Farbe ihres Haares, und durch diesen kleinen Zug bekommt die rührend gebrechliche Erscheinung etwas Unwirkliches, schon Außerweltliches. So erweist sich Zausig in diesen Gelegenheitsarbeiten als der vollendete Zeichner, Kolorist und Psychologe, als den wir ihn in seinen Porträtmalereien schätzen lernten.

An biographischem Material ist aus diesen letzten Lebensjahren fast nichts mitzuteilen. Es scheint Zausig finanziell sehr schlecht gegangen zu sein. Die aufkommende Photographie machte ihm starke Konkurrenz. Er soll sich zuletzt als „Überdekorateur von Porzellangegenständen für Bäderandenken“ sein Brot verdient und schließlich verlassen in einem Armenhause gestorben sein¹¹⁾). Daran mag manches Legende sein, zu seiner einsamen Figur will jedoch diese Überlieferung gut passen, und in der Tat sind seine Todesumstände noch nicht ganz geklärt.

Die Verzeichnisse des Breslauer Künstlervereins, die uns seit 1832, wenn auch nicht lückenlos vorliegen, erwähnen Zausig als Mitglied erst 1846. Wir finden unter den einheimischen Mitgliedern: Zausig, Maler, Ritterplatz¹²⁾ 1845 (Eintrittsjahr). Im Mitgliederverzeichnis des Jahres 1847 ist er dann unter der Rubrik b) „Abteilung der Kunstfreunde“ als „gestorben“ genannt. Dieser Spur nachgehend fand ich in der „Breslauer Zeitung“ vom 23. Januar 1847 die Anzeige seines Todes:

„Gestern abend 5½ Uhr starb am Schlagfluß nach nur 24 stündigem Krankenlager der Porträtmaler Herr August Zausig im Alter von 41 Jahren¹³⁾). Diese schmerzliche Nachricht widmen Verwandten und Bekannten des Verstorbenen seine trauernden Freunde.“

Damit ist das bisher unbekannte Todesdatum des Malers sichergestellt.

Noch bleibt manches ungeklärt im Leben und Werk Zausigs. Ein merkwürdiges Schicksal scheint auch über seinem künstlerischen Nachlaß zu walten. Ein Teil davon ist in Kohlsdorfschem Familienbesitz in Amerika verschollen¹⁴⁾), doch mag sich manche Arbeit Zausigs noch in Schlesien finden. Vielleicht trägt diese Studie dazu bei, Unbekanntes ans Licht zu ziehen und unsere Kenntnis vom Werk und Leben eines Künstlers zu vervollständigen, dessen Bedeutung als Porträtmaler und Zeichner weit über Schlesien hinaus Geltung haben sollte.

¹¹⁾ Vergl. Hintze, Schlesische Miniaturmaler, pg 146.

¹²⁾ Die Breslauer Adressbücher der Jahre 1845 bis 1847 kennen Zausig nicht. Es wird am Ritterplatz 7 ein Zimmervermieter Fuchs genannt, der aber gerade in den in Frage kommenden Jahren das Zimmer oder Atelier an einen Graveur Sachs vermietet zu haben scheint.

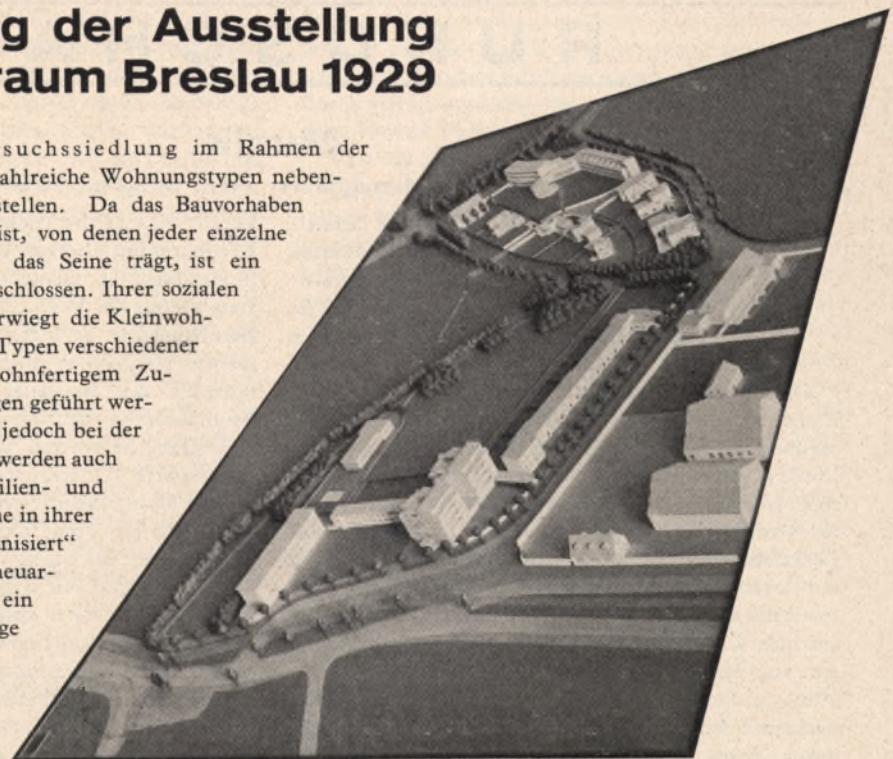
¹³⁾ Wir nehmen in dieser Todesanzeige, die ihm, dem Junggesellen und Unbehausten, seine Freunde setzen, einige Unstimmigkeiten wahr. Der Vorname Amandus ist in August vertauscht. Zausig hat allerdings nie mit seinem Vornamen Amandus signiert, sondern entweder A. Zausig, Zausig, A. Z. oder A. G. Z., so daß er den Namen Amandus wohl nicht allzu sehr geliebt und vielleicht später verändert haben mag. Auch M. Feige nennt ihn ja August.

Zausig war, falls die Dresdener Eintragung stimmt, nicht 41, sondern 42 Jahre alt, als er starb. Eine Nachprüfung an Hand der Breslauer Kirchenbücher verlief bis jetzt ergebnislos, da seine Sterbewohnung nicht bekannt ist. Am Ritterplatz ist sie jedenfalls nicht gewesen, sowohl in den Totenbüchern von St. Vincenz wie von St. Maria-Magdalena erscheint Zausig nicht. An der Nachricht, daß er im Armenhause verschieden sei, ist auch zu zweifeln, da er ja in Breslau vermögende Verwandte, den Mühlenbesitzer Kohlsdorf hatte.

¹⁴⁾ Mitteilung Böhms an M. Feige in einem Brief vom 27. September 1906.

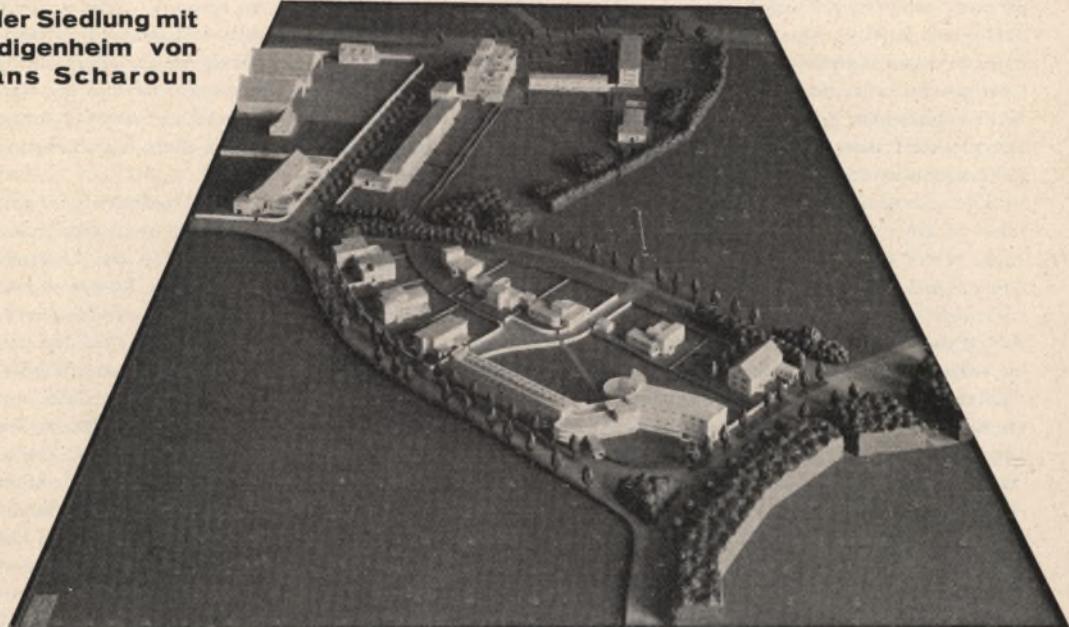
Die Versuchssiedlung der Ausstellung Wohnung und Werkraum Breslau 1929

Die Errichtung einer Versuchssiedlung im Rahmen der Ausstellung hat den Sinn, zahlreiche Wohnungstypen nebeneinander zum Vergleich zu stellen. Da das Bauvorhaben auf zehn Architekten verteilt ist, von denen jeder einzelne die volle Verantwortung für das Seine trägt, ist ein Schema von vornherein ausgeschlossen. Ihrer sozialen Bedeutung entsprechend überwiegt die Kleinwohnung; sie wird in zahlreichen Typen verschiedener Flächengröße, teilweise in wohnfertigem Zustand, dem Besucher vor Augen geführt werden. Das Experiment macht jedoch bei der Kleinwohnung nicht halt. Es werden auch beträchtlich größere Einfamilien- und Doppelhäuser errichtet, welche in ihrer Art mustergültig „durchorganisiert“ sein sollen. Als durchaus neuartiger Typus wird sich ihnen ein großes Wohnheim für Ledige anschließen, ein sogenanntes Einküchenhaus mit 50 kleinen, in sich abgeschlossenen Wohneinheiten.



Blick auf die Siedlung mit dem Turmhaus von Prof. Adolf Rading

Ein Teil der Siedlung mit dem Ledigenheim von Prof. Hans Scharoun



R U N D S C H A U

Musik

Max Schneider zum Abschied

Universitätsprofessor Dr. Max Schneider, unsern Lesern als einer der treuesten Mitarbeiter aus seinen ständigen Betrachtungen zur Musik bekannt, verläßt dieser Tage Breslau, um einem Ruf nach Halle Folge zu leisten.

Als im Jahre 1916 Max Schneider vom Institut für Kirchenmusik und der Staatsbibliothek in Berlin abberufen wurde, um in Breslau das Extraordinariat für Musikwissenschaft zu übernehmen, fand er die schwierige Aufgabe vor, das gerade hundertjährige Institut für Kirchenmusik den veränderten Anforderungen und Lehrzielen der Gegenwart anzupassen. Er war erst der zweite Musikhistoriker, der die Leitung des Institutes zu übernehmen hatte, während früher musikgeschichtliche Vorlesungen gewissermaßen im Nebenamt von Männern abgehalten wurden, deren Hauptinteresse der Praxis gehörte oder doch gehören sollte und unter denen sich eigentlich nur durch einen glücklichen Zufall so kompetente Gelehrte wie Carl von Winterfeld und Emil Bohn befanden. Max Schneiders Berufung bedeutete die Anerkennung der modernen musikwissenschaftlichen Forschung als eine der zentralen Aufgaben dieses der Universität angegliederten Instituts, und der neue Leiter zog nur die Folgerungen hieraus, wenn er alsbald das Akademische Institut für Kirchenmusik und das Seminar für Musikwissenschaft trennte, um beide Zweige unter dem Namen „Musikalisches Institut bei der Universität Breslau“ zugleich organisatorisch zusammenzufassen. Die gefestigte Stellung der Musikwissenschaft innerhalb der Philosophischen Fakultät wurde auch äußerlich nach kurzer Zeit durch die Ernennung Schneiders zum Ordinarius anerkannt.

Die Tätigkeit eines Universitätslehrers vollzieht sich im allgemeinen fern vom Getriebe der Öffentlichkeit. Über die emsige und fröhliche Arbeit in Schneiders Seminaren, den prächtigen studentischen Geist, der sich bei Ausflügen und Studienfahrten bewährte, soll daher auch hier nur andeutungsweise gesprochen werden. Als Frucht dieser seiner Tätigkeit konnte Schneider in den Jahren nach dem Kriege die Mehrzahl der Lehrerstellen am Institut mit Akademikern besetzen, die aus seiner eigenen Schule hervorgegangen waren. Neben der stillen Lehrtenarbeit jedoch drängte es Schneider, der zugleich von Jugend auf mit der Praxis aufs engste vertraut war, die Musik erklingen zu lassen, deren Probleme ihn und seine Hörer jeweils beschäftigten. So wuchs unmerklich aus dem ursprünglich bescheidenen „Collegium mu-

sicum“ eine reiche Pflege alter Chor-, Kammer- und Orchestermusik hervor, die mit der Universität durch ihren Zweck als Demonstration für die Studierenden stets verbunden blieb, im Apparat aber bewußt auch Berufsmusiker heranzog, um die denkbar vollkommenste Wiedergabe zu gewährleisten. Durch die Beteiligung des Breslauer Bachvereins, dessen Chor beim Bachfest 1922 unter Schneiders Leitung bereits bedeutsam hervortrat, war zugleich eine dauernde, interessierte Zuhörerschaft gewonnen, die den zahlreichen Kammerkonzerten des Musikalischen Instituts bis zuletzt die Treue hielt, ja sie recht eigentlich erst ermöglichte, vor allem in dieser Form ermöglichte. Unter Verzicht auf jegliche Ankündigung oder Berichterstattung nach außen war hier ein Dienst am musikalischen Kunstwerk verwirklicht, wie er nur in ganz seltenen Fällen einmal erreicht werden kann und in organischer Verbindung mit dem Universitätsbetrieb schwerlich bisher irgendwo erreicht worden ist. Hier sprach vielleicht die Tradition zu ihrem Teile mit — noch heute sind ja Bohns Historische Konzerte nicht vergessen. In den letzten Jahren war durch die intensive Pflege der Chormusik das Collegium musicum, die musizierende Vereinigung der Musikstudenten, zu einem Vokalkörper von Rang geworden, mit dem Schneider die Johannesspassion oder das Weihnachtsoratorium von Bach — um nur einige der großen Etappen zu nennen — ebenso eindringlich zu gestalten vermochte, wie noch in diesen Tagen bei feierlicher Gelegenheit ein Chorwerk von Joh. Brahms. Die Reihe der Kammerkonzerte in den dazu gleichsam vorbestimmten Barocksälen unserer Universität wird im Gedächtnis der wahren Musikfreunde lebendig bleiben.

Mit dem praktischen Musikleben der ganzen Provinz war Max Schneider jedoch noch ganz in anderer Weise und intensiver verknüpft, als der Unbeteiligte es sich vorzustellen vermag. Im Kriege bewahrte er als Glocken- und Orgelsachverständiger manches wertvolle Erbteil vergangener Jahrhunderte vor der Vernichtung, seither war er bei der Wiederbeschaffung den Gemeinden und Herstellern ein unermüdlicher Berater. Die evangelische Kirchenmusik Schlesiens verliert insonderheit an Schneider ihre aktivste Persönlichkeit; war er doch manchmal selbst im Winter Woche um Woche draußen in den kleinen Städten und gab bei örtlichen Kirchenmusiktagen Ansporn und Anregung. Die Gründung der Kirchenmusikschule (1927) ist als der sichtbarste Gewinn dieser Arbeit zu bewerten. Als in der Nachkriegszeit Breslaus ein-

ziges Konzertorchester durch die Not des Orchestervereins in ernste Gefahr geriet, übernahm Schneider die Geschäftsführung, um sie in ruhigeren Zeiten wieder abzugeben, nachdem durch seinen Einfluß die Anteilnahme der maßgebenden Stellen wachgerufen worden war, die allein in jüngster Zeit die Begründung der „Schlesischen Philharmonie“ ermöglicht hat.

Es ist schwer, von Max Schneider ständig im berichtenden Ton der Vergangenheit zu sprechen, da alles an ihm nach gegenwärtiger Aktivität verlangt und die abschließende Darstellung zu verbieten scheint. Er muß etwas nur als lebendig erkannt haben, um sich dafür — feuriger als manch einer der heutigen „jungen“ Generation — einzusetzen. Alte Musik wird unter seiner Hand und in seiner Darstellung zu etwas, was uns unmittelbar angeht. Die Leser der Monatshefte kennen die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen aus den regelmäßigen Beiträgen, die hoffentlich auch noch weiter eine Verbindung zwischen ihm und dem schlesischen Boden herstellen werden: Zeitschau im Sinne Max Schneiders bedeutet, aktuelle Dinge (wie etwa

den von ihm ständig geförderten Rundfunk) aus gefestigter Lebens- und Kunstanschauung zu würdigen, scheinbar „historische“ Fragen aber mit warmblütigem Enthusiasmus und der ihm verliehenen Sicherheit des autoritativen Forschers zu behandeln.

Wer die Fülle der Aufgaben ahnt, die Schneiders Tätigkeit in Schlesien umfaßte (ganz kennt sie wohl nur er selbst, da er nicht gern viel Aufhebens davon machte), wird seinen Fortgang als Akt der Selbsterhaltung einschätzen und anerkennen müssen: die Ruhe der kleineren Universitätsstadt in der mitteldeutschen Heimat nahe den zentralen Forschungsstätten Leipzigs und Berlins läßt uns nun auch die Synthese der wissenschaftlichen Erfahrungen aus fünfzehn Jahren der Lehrtätigkeit und künstlerischen Praxis erhoffen. Wir wollen Max Schneider, der Schlesien besser kennt als mancher Schlesier, den Abschied nicht schwerer machen: ihn begleiten der Dank und die herzlichsten Wünsche aller derer, die seiner belebenden Persönlichkeit oder seinem weit verzweigten Wirken nahestehen durften.

Peter Epstein

Theater

Um die Breslauer Opernintendantz

Durch die Wahl Professor Josef Turnaus zum Intendanten der Städtischen Oper in Frankfurt a. M. und seine Annahme wurde Breslau vor die sehr schwierige Frage der Neubesetzung der Stadttheaterleitung gestellt, deren Lösung vermutlich noch mehrere Wochen in Anspruch nehmen wird. Man hat den nächstliegenden und notwendigen Versuch gemacht, Turnau zu halten; er blieb ohne Ergebnis, weil der Konkurrenz mit den Mitteln der westlichen Handelsstadt auf unserer Seite immerhin Grenzen gesetzt sind. Unter normalen Verhältnissen wäre nunmehr die Frage einfach und auf dem direkten Wege einer Ausschreibung oder Berufung zu regeln; unsere Theaterverhältnisse sind aber keineswegs normal. Wir haben eine städtische Oper und ein privates Schauspiel; wir haben daneben eine Schlesische Philharmonie, deren Leitung seit einem Jahre mit der Opernintendantz durch Personalunion verbunden ist. Diese ungewöhnlichen, aus den Besitzverhältnissen und lokalen Bedürfnissen entsprungenen Betriebsformen mit höchst ungleicher Beteiligung der Stadt erschweren die Regelung der Nachfolge Turnaus außerordentlich. Schon die Verbindung Opernintendantz und Philharmonieleitung war eine Folge seiner persönlichen Arbeit und Organisationsbegabung und muß bei seinem Weggang auf ihre Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit neu geprüft werden. Aber auch abgesehen von der Philharmonie ergeben sich für die Neubesetzung der Opernintendantz drei mögliche Wege. Der erste und in vieler Hinsicht zweckentsprechendste wäre eine vereinigte Leitung von Oper und Schauspiel. In einer Zeit, die besonders innerhalb unserer östlichen Wirtschaftsbedrägnis auch das Theater zu

rationellster Betriebsführung zwingt, muß diese Möglichkeit jetzt zumindest geprüft werden, wo die äußere Voraussetzung gegeben ist. Zentralisierung der Leitung würde ohne Frage beträchtliche Ersparnisse mit sich bringen können, die sich auf Personaletat, Fundus, Spielplanrationalisierung und Besuchsorganisation erstrecken. So verschieden auch hier und dort Arbeitsbedingungen und Aufgaben bleiben: die Lebensbedingungen berühren sich aufs engste. Das Theater als Gesamtorganismus war bisher vielerörterte Theorie, würde bei solcher Lösung Gestalt. Und da es sich nicht um eine nur verwaltungsmäßige, sondern auch gerade um eine künstlerische Wechselbeziehung handelt, die durch gemeinsame Leitung hergestellt würde, käme jener fördernde Einfluß zu stärkster Geltung, der für die heutige Operndarstellung vom Schauspiel her notwendig, durch die scharfe Fachtrennung aber nirgends noch wirksam geworden ist.

Der Gedanke einer derartig vereinheitlichten Führung von Oper und Schauspiel steht und fällt natürlich mit der Frage, ob die geeignete Persönlichkeit gegeben ist. Sie in Paul Barnay zu sehen, haben weite Kreise nicht gezögert. Bedenken erhoben sich weniger von entschieden fachabgrenzender als vielmehr von jener Seite her, die, an der Oper als Kunstgattung wenig interessiert, die bewährte Kraft dem Schauspiel ungeteilt erhalten wissen möchte. Der Standpunkt läßt sich begründen, liegt aber diesseits des größeren Blickfeldes, das die gesamte Theaterkunst umschließen müßte und jetzt einmal auch könnte. Viel entscheidender ist aber die andere Schwierigkeit: die Trennung der Frage von den augenblicklich noch bestehenden

Besitzverhältnissen. Setzt die Gesamtleitung eine volle Kommunalisierung des Schauspiels voraus, dann kompliziert sich die Sache allerdings erheblich. Da jedoch gerade in den letzten Tagen in der Angelegenheit des Ankaufes des Lobetheaters durch die Stadt wesentliche Fortschritte erzielt worden sind, kann die Möglichkeit einer Breslauer vereinigten Theaterintendantanz noch keineswegs als abgetan gelten.

Ein anderer Weg, gleichfalls schon viel in der Öffentlichkeit erörtert, ist die Schaffung einer Verwaltungintendantanz der Oper mit gleichzeitiger Verabschiedigung der ersten Kapellmeisterstelle. Zugrunde liegt der Gedanke an den derzeitigen Verwaltungsdirektor Ruch und den ersten Kapellmeister Richard Lert. Von der Oper allein aus gesehen, wäre gegen die Lösung nicht mehr und nicht weniger einzutreten als gegen die Oberleitung eines vom Schauspiel herkommenden Intendanten, dem ja auch eine musikalische Kraft mit erweiterten Vollmachten an der Seite stehen müßte. Da jedoch Lert bereits nach

Berlin verpflichtet ist und kaum daran denkt, diese Verpflichtung wieder zu lösen, fällt eine Hauptgrundlage der Kombination fort.

Der dritte Weg ist die Berufung eines auswärtigen Fachmannes. Die Zahl der Bewerber ist groß, die Namen führen von Bremen bis Graz, von Basel bis Tilsit. Die besonderen Forderungen aber, die hier gestellt werden müssen, beschränken die Zahl auf einen ganz engen Kreis von kaum einem halben Dutzend Anwärter, die in Betracht kommen können. Hier ist alles noch in Schweben, der aus fünf Verwaltungsratsmitgliedern bestehende vorbereitende Ausschuß hat erst mit der Sichtung und Prüfung begonnen und nach keiner Seite hin Stellung genommen. Die Aufgabe ist schwierig und verantwortungsvoll; wie sie gelöst werden wird, ist entscheidend über das Schicksal unserer Oper und damit eines unserer wichtigsten Kulturinstitute an der Ostgrenze.

Hans Hermann Adler

Bildende Kunst Ausstellungen

Die Ausstellung „Das junge Schlesien“ ist, wenn diese Blätter erscheinen, bereits geschlossen. Sie war für ihre Veranstalter, den Kulturbund Schlesien und die von ihm herausgegebenen Schlesischen Monatshefte, ein voller Erfolg. Eröffnet durch eine Ansprache von Herrn Streit, den Vorsitzenden des Kulturbundes, unter der Anwesenheit leitender Persönlichkeiten unserer Provinz und zahlreicher Kunstreunde war der Besuch vom Tage der Eröffnung an ein so reger, daß der Katalog in zweiter Auflage erscheinen mußte. Auch an Verkäufen hat es nicht gefehlt. Hier ist an erster Stelle die Stadt Breslau zu nennen, die — wie immer den jungen Künstlern geneigt — Bilder und Bildwerke von Frau Ephraim-Marcus, Nerlich, Kalina, Henschel, Helge Mekler, Braun, Fr. Kleinert, Frau Jaeger-Uthoff, Myrtek und Schnürpel erworb. Das Oberpräsidium kaufte ein Stilleben von Hugo Petzold an. Endlich ging das Aquarell „Truthähne“ von Peter Kowalski in Privatbesitz über.

Inzwischen hat der Künstlerbund Schlesien, der seit kurzem eine besonders lebendige Tätigkeit entfaltet, seine Frühjahrsausstellung in der einstigen Getreidemarkthalle am Christophoriplatz eröffnet. Die Ausstellung hat das Sympathische an sich, daß sie Heimisches und Fremdes zugleich zeigt. Denn so wichtig es für uns ist, den eigenen Kräften unsere besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so falsch wäre es für Schlesien, sich in einer mißverstandenen Heimatliebe von der Welt abzuschließen. Gewiß wird jede gute Kunst etwas von der Erde verspüren lassen, auf der sie gewachsen ist; aber sie muß andererseits von den Winden der ganzen Erde gefächelt sein. Wir lernen diesmal den in Breslau noch nicht gezeigten,

jetzt in Frankfurt a.M. wirkenden, Willi Baumeister kennen, der zu jener Gruppe von Malern gehört, die das Naturerlebnis weitgehend umformen, um es mit der Gesinnung unserer Tage zu füllen. Diese Gesinnung ist auf das Prinzip der Architektur gestellt, deren Wandcharakter Baumeisters „Mauerbilder“ — wie der eigene Ausdruck des Künstlers im Gegensatz zu den früheren „Staffeleibildern“ lautet — betonen. Zugleich sind die rhythmischen Elemente in Linie und Farbe aufs Äußerste präzisiert, gewähren sie den Reiz einer exakt gebauten Maschine. Daß bei solch' scheinbarer Entseelung der Kunst das Künstlerisch-Individuelle in der besonderen Auswahl linearer und koloristischer Reize nicht fehlt, ja unter der gesuchten Kälte mit einer ganz besonderen Frische emporquillt, zeigt deutlich an, daß wir es hier mit einer wirklichen Künstlerpersönlichkeit zu tun haben. Freilich bedürfen seine Werke einer besonderen Einstellung des Betrachters, die heut noch nicht zahlreich ist, bedürfen sie des Verzichts auf Ansprüche, die man an Kunsterwerke älterer Epochen zu stellen gewöhnt war. Man kann nun einmal nicht im Zeitalter des Sports und der Maschine leben und von Bildern seelische Erschütterungen erwarten, wie sie von den Werken eines Rembrandt ausgehen.

Neben Baumeister fallen eine Reihe schlesischer Maler angenehm auf. Von Nerlich sieht man sehr kultivierte Stadtbilder, auf ein Grau, ein Lila, ein Blau, ein Zitrongelb gestellt und dabei kräftiger und fester geworden, als seine früheren, oft gar zu sehr hingerauschten Ansichten. Aschheim hat in Paris viel von seiner oft etwas dumpfen Schwere verloren, Dobers zeigt seine konstruktiven Stilleben, die, ganz künstlerisch durchempfunden, nur im Persönlichen etwas

leise sprechen, Leitgeb seine interessant gemeinten, aber im Malerischen nicht voll ausgewerteten Sujets, Gertrud Kleinert ihre frischen Aquarelle, Myrtek seine Zeichnungen, die bei aller Flottheit doch niemals ganz treffsicher sitzen; auch seine plastische Porträtskizze entbehrt diesmal jener letzten Manifestationsgabe, die das Kunstwerk erst wirklich einprägsam macht. Sonst zeigt sich an Bildhauern noch der Berliner Rudolf Belling, der in allen Sätteln moderner Stilkünste firm ist, dabei aber niemals über

eine mit Eleganz gespielte Dämonie hinauskommt. Von mir bisher unbekannten Begabungen erwähne ich den Leobschützer Georg Kinzer mit seinem an Dixi anklingendem „Kind mit Katze“ und den Oppelner Kurt Spribille, dessen poetisches Relief zweier Mädchen von Feinfühligkeit zeugt. So bleibt denn das „Junge Schlesien“ in ständiger Verjüngung und der alte reiche Kulturboden unserer Provinz unerschöpflich.

Landsberger

Gruppe Niederschlesien des Bundes für Kunstausstellungen in Schulen

Der Bund, der seinen Namen neuerdings in „Bund für Kunsterziehung“ umgewandelt hat, lud die Teilnehmer seiner niederschlesischen Gruppe (Vorsitz Regierungspräsident Dr. Poeschel) und etliche Gäste zu einer Mitgliederversammlung nach Liegnitz ein. Durch Vorträge der Herren Dr. Grundmann-Warmbrunn, Kunstmaler Pohl-Bunzlau und Regierungs-Vizepräsident Wille-Liegnitz wurde man sachkundig und zugleich warm in die inneren Probleme wie in die organisatorischen Mittel dieser Bewegung eingeführt, die für Schlesien von erheblicher Bedeutung zu werden beginnt. Gilt es doch, das Schulkind der kleinen Städte und Dörfer zur bildenden Kunst zu führen; nicht mehr durch Gipsabgüsse und Reproduktionen, wie das früher der Fall war, sondern von Anfang an durch Originale. Und auch nicht durch Werke der Vergangenheit, die man küh zu bewundern hat, sondern durch Erzeugnisse der Jetzzeit, die zu dem Kinde in vertraulicherer Sprache reden und es zu gegenwartsfrohem Mitleben auffordern. Man erfuhr, daß die niederschlesische Gruppe seit den erst eineinhalb Jahren ihres Bestehens schon 25 Kunstausstellungen veranstaltet habe, die bis in die kleinsten Ortschaften gedrungen seien, daß 46 000 Kinder diese Ausstellungen besichtigt haben und daß Werke im Werte von 22 000 Mark dabei angekauft worden seien. Das sind in der Tat respekterheischende Ziffern, die beweisen, mit welcher zielbewußten Energie hier gearbeitet wird.

Die Kunstausstellung, die dieses Mal der Tagung im Liegnitzer Schlosse angegliedert war, hat nicht die gleiche durchgehende Qualität aufzuweisen, wie sie im vorigen Jahre, vor allem in den Ausstellungen in Görlitz und Glogau, erzielt worden ist.

Die Berliner Zentralstelle, so tatkräftig sie im übrigen das niederschlesische Unternehmen stützt, hat wenig wirklich Gewichtiges gesandt, und auch die schlesischen Künstler — nur teilweise vertreten — haben nicht immer ihr Bestes gezeigt. Man freut sich immerhin an den schönen Gläsern von Süßmuth, an einer Arbeiterfigur des jungen begabten Hermann Schneider, an einer Bildnismaske von Rülke in Hirschberg, einer feinen Landschaft von Schnürpel, einem Vorfrühlingsbilde von Nickisch, einem Stillleben von Leitgeb. Nur ist das für eine Ausstellung beträchtlichen Umfanges etwas wenig, und man wird künftig alle Kräfte darauf richten müssen, durch irgendwie geartete Maßnahmen das Niveau zu heben. Denn die Verantwortung gerade vor der Jugend, deren Geschmack erst zu bilden ist, wiegt natürlich doppelt schwer; auch hier gilt das Wort, daß das Beste nur eben gut genug ist. Andererseits wird man auch von Seiten der Künstler eine willfährigere Beteiligung und peinlichste Auslese ihrer Werke erwarten dürfen. Mit Erwägungen wie „für die Provinz ist das gut genug“ handelt man in Anbetracht des großen Ziels gewissenlos und übrigens auch im eigenen Interesse recht kurzsichtig. Denn wenn es irgendwo möglich sein sollte, für die bildende Kunst neue Freunde zu gewinnen, so wird es hier in der Provinz und bei ihrer Jugend sein, der die Kunst als ein selteneres Phänomen von großem Gewichte ist, für die man auch ein Opfer zu bringen gewillt ist.

In Breslau wird man den Liegnitzer Bestrebungen, die in Schlesien führend sind, neidlos Bewunderung zollen und gewiß versuchen, in ähnlicher Weise zu wirken.

Landsberger

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Bewegungen und Erwägungen

Es ist eine alte Wahrheit, daß die deutsche Wirtschaft, wenn sie bei ihren schweren inneren und äußeren Belastungen rentabel und vor allem exportfähig bleiben soll, mit immer größerer Intensität auf den weiteren Ausbau der Qualitätsindustrie hinstreben muß. Es ist eine alte Wahrheit, daß mit der reinen Urproduktion, der Erzeugung landwirtschaftlicher Massengüter, der Förderung von Kohle und Eisen alle europäischen Staaten heute eine wirtschaftliche

Machtstellung nicht mehr behaupten können. Was in dieser Beziehung für Deutschland, was für Europa gilt, ist für unser schlesisches Wirtschaftsgebiet von mindestens der gleichen Wichtigkeit. In seiner schwierigen verkehrsgeographischen Lage, in seiner Eingeschlossenheit zwischen fremden Wirtschaftseinheiten liegt die einzige Möglichkeit einer Sicherung der Gegenwart und Zukunft in der Qualitätsarbeit aller Zweige seiner Wirtschaft. — Unter diesem

für Schlesien einzige möglichen Gesichtspunkt betrachtet, muß uns das aufsehenerregende industrielle Ereignis des letzten Monats, die Abwanderung der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben mit einem ihrer neu zu errichtenden Betriebe nach Mitteldeutschland aufs ernsthafteste beschäftigen. Giesche hat, wie man weiß, gemeinsam mit der Deutschen Continental-Gas-Gesellschaft in Dessau mit der Stadt Magdeburg einen Vertrag abgeschlossen, nach dem innerhalb von drei Jahren in Magdeburg gegen Zusicherung weitgehender steuerlicher Vergünstigungen und Überlassung von Gelände unter eigener Kapitalbeteiligung der Stadt ein großes Kraftwerk, eine Hafenanlage und eine große Zinkhütte errichtet werden soll. In dieser Hütte sollen die auf der Deutschen Bleischarleygrube in Beuthen gewonnenen Erze nach dem neuen Elektrolyseverfahren verarbeitet werden. Giesche investiert in Magdeburg im Laufe der nächsten Jahre mindestens 25 Millionen, die man aus laufenden Mitteln aufbringen will. Das gemeinsame Vorgehen von Giesche und Dessauer Gas erklärt sich aus der durch die Überlassung der Zeche Westfalen an die Dessauer Gesellschaft durch Giesche genommenen etwa 15 prozentigen Beteiligung. Magdeburg wurde offenbar wegen seiner günstigen Verkehrslage im Herzen Deutschlands an der Einmündung des neuen Mittellandkanals ins Auge gefaßt und wegen seines großen Entgegenkommens dann auch für die Errichtung der neuen Anlagen endgültig gewählt. Etwa 90 Millionen Mark wird man in die neuen Betriebe stecken; zwei- bis dreitausend Arbeiter sollen durch sie dauernd Beschäftigung finden.

Man könnte bei Betrachtung dieser Dinge in ethisch fundierte Klagen ausbrechen, könnte sich darüber verbreiten, daß ein altes Unternehmen wie Giesche, im Laufe von Jahrzehnten in Oberschlesien durch die oberschlesischen Bodenschätze, durch die oberschlesische Arbeitskraft groß und reich geworden, dieses selbe Oberschlesien gerade in einem für das Land besonders kritischen Zeitpunkt um eine wichtige neue Produktionsstätte bringt, die belebend auf den allgemeinen Umsatz und vor allem den Arbeitsmarkt wirken könnte. Solche an das private Gewissen appellierende Betrachtung würde aber bei der heutigen wirtschaftlichen Kräfteverteilung wohl nur allerseits mit einem milden Lächeln quittiert werden. Es scheint vielmehr die Aufgabe zu sein, bei diesem für Oberschlesien und ebenso für Niederschlesien gewiß nicht erfreulichen Anlaß der Öffentlichkeit die Frage zu stellen, ob man sich denn überhaupt einmal ernsthaft mit der wirtschaftlichen Zukunft des Südostens über fluktuierende Tagesinteressen hinaus befaßt hat? Gewiß, man spricht alle Tage davon und hat allen Anlaß dazu. Aber man geht mit einer merkwürdigen Uninteressiertheit dabei doch immer wieder über Dinge hinweg, die das Entscheidende bedeuten können.

Ist man sich klar darüber, daß die noch bei Deutschland gebliebenen oberschlesischen Kohlevorräte bei einem den letzten beiden Jahren gleichbleibenden Abbau nur noch für etwa drei Generationen reichen können? Denkt man nicht daran, daß der oberschlesische Erzbergbau in den letzten vierzig Jahren immer mehr zurückging und heute nicht einmal den zehnten Teil des in Oberschlesien verhütteten Erzes liefert? Soll man sich angesichts solcher Tatsachen in der öffentlichen Diskussion immer nur auf Schlagworte wie das des „Bollwerks des Ostens“ beschränken, soll man sich nicht darüber Gedanken machen, daß trotz der eben ange deuteten sehr geringen Aussichten der oberschlesischen Urproduktion auf lange Sicht noch immer der allergrößte Teil der industriellen Arbeiterschaft vom Bergbau, nur ein ganz verschwindender Bruchteil von der Verarbeitungs industrie lebt? Die sehr akuten Gefahren für das Wirtschaftsleben beschränken sich nicht etwa nur auf das engere oberschlesische Industriegebiet. Auch in der Provinz Niederschlesien befindet sich die verarbeitende Industrie im Rückgang. Einem so wichtigen Industriezweig, wie der Zuckerfabrikation, drohen unmittelbare Gefahren durch die Konkurrenz der Tschechoslowakei. Sie beschränkt sich nicht mehr allein darauf, die schlesischen Fabrikmäte zu unterbieten, sondern beginnt jetzt bereits innerhalb des schlesischen Wirtschaftsgebiets selbst eine aktive Rolle zu spielen. Ein Konsortium, hinter dem in erster Linie die Prager Union-Bank zu stehen scheint, hat bereits vier schlesische Zuckerfabriken aufgekauft. Eine von ihnen mit einer recht bedeutenden Produktionskapazität soll innerhalb der nächsten zwei Jahre stillgelegt werden. Man beseitigt also auf diese Weise den unbedeutenen Wettbewerb.

Diese als Beispiele gewählten Tatsachen, das Ab rücken von Giesche nach Mitteldeutschland, die Einflußnahme von Konkurrenzkapital auf die schlesische Zuckerindustrie sind keineswegs hier zum erstenmal gemachte „Enthüllungen“. Sie sind in wirtschaftlichen Kreisen mehr oder weniger bekannt, und gerade das muß die Verwunderung darüber steigern, daß man in öffentlichen Aussprachen und Beratungen fast nie etwas von ihnen hört. Man klagt über die Arbeitslosigkeit, über die aus ihr für die Gesamtheit ent stehende Belastung. Man stellt die verschiedenartigsten Notprogramme auf und appelliert an das Gewissen von Reich und Staat. Gewiß muß Schlesien auch von außen geholfen werden. Gewiß hat das Reich eine große Verantwortung gerade auch für den Südosten. Aber wenigstens das Bewußtsein, wo die eigentlich schwersten Gefahrenquellen für den Südosten liegen, sollte auch über einen kleinen Kreis von Eingeweihten hinaus der ganzen schlesischen Öffentlichkeit viel näher gebracht werden.

Man ist vielleicht durch die schweren Schläge der letzten zehn Jahre etwas abgestumpft. Man hat auch außerhalb Schlesiens die merkwürdigsten Dinge sich ereignen sehen, ohne daß viel Aufhebens um sie gemacht wurde. Doch es kann für jede Gemeinschaft Gleichgültigkeit und Fatalismus — auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Geschehens ebenso wie dem der Politik oder allgemeiner kultureller Dinge — einen sehr viel größeren Schaden bedeuten, als etwa die Unfähigkeit, überhaupt etwas vor sich zu bringen. Unfähig ist der Schlesier bestimmt nicht, und Ausdauer besitzt er auch. Was aber die Krise des Schlesiers und damit auch in gewissem Maße die Krise Schlesiens augenblicklich bedeutet, das scheint doch ein gewisser Mangel der aufs Gegenständliche gerichteten Aktivität zu sein.

Der schlesische Dichter Hermann Stehr hat gerade

vor kurzem einen sehr schönen Vortrag über die schleische Seele gehalten und dabei vor allem auch von dem mystischen Zug — man könnte manchmal vielleicht sogar sagen der metaphysischen Sucht — des Schlesiers gesprochen. Dieser gewisse mystische Einschlag macht den Schlesier sicherlich in vielen Punkten seines Wesens besonders anziehend und liebenswert. Aber wollte man sich allein auf ihn zurückziehen und mit ihm das Abstoppen einer aufs Reale gerichteten Initiative erklären, dann würde man der echten schlesischen geistigen Tradition bestimmt nicht gerecht. Der Grund liegt wohl mehr in einer gewissen Müdigkeit, einer schweren Luft, die über uns lagert. Schlesien hat viel verloren, nicht durch eigene Schuld. Aber es hat noch Kräfte genug in der Reserve, die es jetzt energisch zu mobilisieren gilt. Sonst kann es leicht zu spät werden.

Darge

Bücher

Hans Christoph Kaergel:

Zingel gibt ein Zeichen, Ein grotesker Roman.
Verlag Carl Schünemann, Bremen.

Hans Christoph Kaergel:

Das Spiel mit dem Jenseits, Erzählung. Weltgeistbücher, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin.

Welche Verbreitung der Okkultismus in der Form des volkspsychologisch interessanten Offenbarungsspiritismus in den schlesischen Grenzgebieten gefunden hat, habe ich im Jahrgang 1926 dieser Zeitschrift nachgewiesen, und ich habe dabei auch versucht, die tieferen Ursachen dieser eigenartigen Erscheinung aufzudecken. Eines dieser Grenzgebiete, die niederschlesische Heide, macht Kaergel zum Schauplatz seines neuen Romans, und er zeigt darin, wie geradezu seuchenartig der Offenbarungsspiritismus um sich greifen kann, wenn irgend welche belanglosen Dinge, in diesem Fall das Wort eines Sterbenden, die Bewegung auslösen.

Ernst Friedrich Zingel, ein Hausierer, kommt zum Sterben, und er erinnert sich, als er bereits im Hinüberdämmern in das Reich der Schatten ist, eines Versprechens, das er mit seinem Freunde Sebastian Engelmann getauscht hat: Wer von ihnen zuerst durch die Tür des Todes gehe, werde dem anderen ein Zeichen geben, daß er weiterlebe. In Gegenwart seiner Wirtin, Agathe Hübel, sind darum seine letzten Worte: „Ich — geb — ein — Zeichen, Sebastian Engelmann!“ Als Folge davon erscheint Zingels Geist einer ganzen Reihe von Bewohnern der kleinen Stadt, angefangen bei betrunkenen und nicht betrunkenen Glasbläsern bis hinauf zum Pastor, Gymnasiallehrer und Bürgermeister. Die Spiritisten greifen den Spuk auf und zitieren den Geist des Verstorbenen. Bis Sebastian Engelmann, der von ihnen Todgesagte, in leiblicher Person auftritt und

die Märchendichtungen der Tranceredner zerstört.

Es mag für den, der die Naivität, Leichtgläubigkeit und Verstiegenheit der Offenbarungsspiritisten kennt, wirklich schwer sein, keine Satire zu schreiben. Wenn Kaergel seinen neuen Roman eine Groteske nennt, so wird dies hierin ganz gewiß seinen Grund haben. Doch liegt das Groteske dieses Romans viel mehr in den Geschehnissen als in der Darstellung. Der Dichter befleißigt sich einer vornehmen, künstlerischen Zurückhaltung, und das Lachen, das in seinen Augenfältchen und um seine Mundwinkel kichert, wird niemals laut und dröhnend, niemals verletzend oder gar boshaft. Er führt nirgends seine Darstellung bis an die Grenze, wo die Wahrheit sich überschlägt und aus Vernunft Unsinn wird.

Kaergel argumentiert nicht gegen die Lehren und Anschauungen des Spiritismus; seine gegnerische Stellungnahme kommt allein in der Auswahl und in der Darstellung der Geschehnisse zum Ausdruck. Er sucht die Wurzeln und zeigt gestaltend die Wirkungen auf. Dazu weiß er, daß Spiritismus nichts anderes ist, als das naive Sehnen und unbeholfene Suchen der Volksseele nach den höchsten Idealen: Gott, Seele, Unsterblichkeit aus der Gefühlsode des naturwissenschaftlichen Materialismus. Dieses Wissen schwingt als dunkler Unterton mit und läßt hier und da auch tiefe, psychologische Probleme aufleuchten, ohne sie dozierend darzustellen.

In der Menschengestaltung ist Kaergel künstlerisch reifer und lebensvoller geworden. Die Reflexion tritt besonders in den späteren Teilen des Romanes mehr zurück und macht einer Gestaltung der Menschen von innen heraus Platz, so daß wir sie viel stärker erleben. Obgleich der Dichter uns wenig Hilfen gibt, sehen wir sie doch vollsafig und frisch in ihrer ganzen Eigenart vor uns stehen. Und in gleicher Weise erleben wir die Natur, die uns in ihrer Beseelung nicht

als Dekoration, sondern als handelndes Glied der Darstellung erscheint.

In die gleiche Umwelt, aber um vieles tiefer in das seelische Problem des Offenbarungsspiritismus hinein, führt uns ein anderes, vor kurzem erschienenes Buch von Kaergel, die Erzählung: Das Spiel mit dem Jenseits. Mehrere Jahre früher als der Zingel entstanden, als Kaergel noch nicht befreien Abstand zu seinem Erleben gewonnen hatte, legt dieses Büchlein in den Urgründen der Seele eines schlichten Glasbläser namens Stephan die Wurzeln des spiritistischen Glaubens dort bloß, wo sie sich mit den Wurzeln der Gottessehnsucht verflechten. Starkes inneres Erleben und der tragische Tod der Schwester, die, vom hypnotischen Einfluß eines Spiritisten getrieben, in das Jenseits hinübertanzt, zwingen Franz Stephan immer wieder und immer mehr, sich hinüber zu fühlen über die Grenzscheide, die Diesseits und Jenseits trennt. So taumelt er sinnlos und fassungslos durch die Wirklichkeit des Lebens, an ihren Ecken und scharfen Kanten sich wundstoßend, und wäre fast aus dem Leben hinausgetaumelt, wenn rettende Tat, zu der er gezwungen wird, ihn nicht vom Abgrund selbstgewählten Todes zurückgerissen hätte. Als Pflicht und Symbol wird ihm das neugeborene Kind einer fremden Frau in die Arme gelegt, und wir wissen auf der letzten Seite des Buches, daß dieser Totenbefrager nun nicht mehr die Toten und auch nicht mehr den Tod suchen, sondern das Leben in festen und starken Händen halten wird.

So stellen sich die beiden neuen Bücher Hans Christoph Kaergels als hochwertige künstlerische Leistungen dar, denen neben dem ideellen auch ein materieller Erfolg zu wünschen ist.

August Friedrich Krause.

Tarassow-Rodoinow: Februar. Roman. Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam 1928.

„Februar“ ist der tagebuchartige Bericht eines Bolschewisten über den Anfang der großen Revolution in Rußland. Es werden zwei weitere Bände folgen, „Juni“ und „Oktober“. Vielleicht scheint es wunderlich, daß die „Schlesischen Monatshefte“ ein solches Buch, das natürlich von Politik handeln muß, empfehlen. Und „Februar“ ist ja auch nicht etwa eine objektive Schilderung der Ereignisse in Petersburg im Februar 1917, sondern eine stark gefühltsdurchdrängte Dartsellung. Aber mir scheint, Rußland und der Bolschewismus ist für alle Welt und besonders für uns in Schlesien, die wir Rußland so nahe sind, ein so großes und wichtiges Rätsel, daß es ungeheuer interessant ist, zu erfahren, wie ein Bolschewist das alles ansieht. Denn das Buch ist keine Propagandaschrift. Es erzählt nur in einem rasenden, fortreißenden Tempo, was Rodoinow selbst, der Offizier war und Bolschewist wurde, dabei gedacht und erlebt, gefühlt und geleistet hat. Und nebenbei kommt wundervoll

heraus, wie so eine Revolution, wahrscheinlich immer und überall, eigentlich vor sich geht. Petersburg wird plötzlich ein Hexenkessel, in dem jeder, der irgend eine Waffe hat, um sich knallt, ohne recht zu wissen wofür oder wogegen. Im Palais der Duma tagt in jedem Zimmer eine andere Kommission, und jede hält sich für die einzige berechtigte Regierung, erläßt Proklamationen und Befehle, die sich widersprechen und bekämpfen. Ehrliche Begeisterung, Machtgier, Haß und persönliche Intrigen quirlen in einem unauflösblichen Knäuel durcheinander. Die Bolschewisten spielen damals noch kaum eine Rolle. Lenin taucht so eben auf, als „Defaitist“ und deutscher Spion verschrien. Man ist ungeheuer gespannt am Schluß, wie sich alles lösen wird, denn noch scheint nichts dafür zu sprechen, daß die Bolschewisten siegen werden.

A. V.

W. E. Peuckert: Von schwarzer und weißer Magie.

Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-verlag, Berlin 1929.

Jemand, der das Buch durchgelesen hatte, sagte am Schluß enttäuscht, „aber wie man zaubern lernt, steht doch nicht drin“. Und das ist gerade der Vorzug des Buches. Denn es steht viel mehr darin. Nämlich, was hinter dem Zaubernlernen steckt. Nicht die psychologischen Voraussetzungen, die Wünsche und Sehnsüchte, die auch die heutige Menschheit dazu bringen, das Zaubern zu versuchen. Sondern die historische Entwicklung der Formen, in denen man zu zaubern versucht hat. Das Entstehen der „schwarzen und weißen Magie“ im 17. Jahrhundert. Es ist erstaunlich, wieviel Klarheit aus diesen alten Dokumenten leuchtet, die Peuckert mit ganz schlichten Einleitungen versehen da herausgibt. Ein Stückchen Weg, den die Menschheit gegangen ist, und der ganz vergessen war, wird bloßgelegt. Dinge, die in Sekten und verworrenen Köpfen ein geheimnisvolles Lebens führen, werden deutlich und einfach. Vielleicht ist heute keiner wie Peuckert, der Verfasser der „Rosenkreuzer“, zu denen das vorliegende Bändchen eine wertvolle Ergänzung bildet, fähig, diese vergessenen und für die geistige Entwicklung der heutigen Menschheit unendlich wichtigen Wahrheiten und Schönheiten ans Licht zu ziehen.

A. V.

Der deutsche Garten. Ein Jahrtausend Naturerleben von Paul Landau und Camillo Schneider. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft 1928.

Nicht nur, weil der Hauptverfasser, Dr. Paul Landau, ein Schlesier ist — er hat in unserer Zeitschrift den Aufsatz über den Park in Muskau verfaßt — soll dieses Buches Erwähnung getan werden, sondern auch, weil es zu den reizvollsten Gartenbüchern gehört. Man wandert an der Hand dieses kunstgeschichtlich wie kulturhistorisch gleich beschlagenen Führers von den

Anfängen des deutschen Gartens bis in das Biedermeier und ergänzt das Wort durch eine große Anzahl ausgewählter Gartenbilder. Daran schließt Camillo Schneider, der Mitherausgeber der Zeitschrift „Gartenschönheit“, ein Kapitel über den modernen Garten, das uns in die heutigen Probleme der Gartengestaltung sehr sachkundig einführt. Ein Nachwort des großen Anregers unserer Gartenbewegung Karl Foerster: „Vom ewigen Doppelreich des Gartens“ und ein Literaturverzeichnis beschließen das geschmackvoll ausgestattete, für den großen Kreis der Gartenfreunde bestimmte Buch.

L.

Erwin Langner: Die Religion Gerhart Hauptmanns. Verlag Mohr, Tübingen, 1928.

Eine interessante und gründliche Arbeit, von einem Menschen, der nicht von der Kunst, sondern von der Religion, vom Kirchenchristentum her, an Gerhart Hauptmann herankommt und der darum neue und wichtige Gesichtspunkte erschließt.

A. V.

Weimar. Bilder von Günther Beyer. Mit geschichtlicher Einleitung von Eberhard Freiherrn Schenk zu Schweinsberg. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1928.

In mehr als hundert prachtvoll aufgenommenen, klar reproduzierten Bildern sieht man Weimar an sich vorbeiziehen, seine Schlösser und Gärten. Die Goethezeit ist natürlich besonders berücksichtigt, aber dabei ist auch das ältere Weimar nicht vergessen, das der Goethepilger so gern übersieht. Der einleitende Text von Schenk zu Schweinsberg ist nur scheinbar so zwanglos und flüssig geschrieben; in Wahrheit fußt er auf sehr gründlicher Kenntnis der Stadtgeschichte und ihrer Denkmäler und die Anmerkungen zu den Tafeln geben noch einen besonders willkommenen Zusatz an genauen Namen und Daten. So ist alles in allem ein Buch von sorgfältiger Formung entstanden, das jedem Weimarliebenden aufs wärmste empfohlen sei.

F. L.

Julius Meier-Graefe. Renoir. Verlag Klinkhardt u. Bierbaum, Leipzig.

Frankreich hat im 19. Jahrhundert die großen Maler gehabt, die Deutschen haben die besten Bücher über sie geschrieben; an der Spitze marschieren die Meier-Graefes. In seinem letzten Buch hat er sich noch einmal Renoir zum Helden gewählt, den „Orpheus seiner Generation“ der ihm immer besonders am Herzen lag. Diesmal ist es ein stattlicher Band geworden, mit mehr als 400 Abbildungen, in dem die Wandlungen und Entwicklungen Renoirs vom kleinen Porzellanmaler bis zum „Raffael ohne Hände“ aufgefangen sind.

Wie alle Bücher Meier-Graefes ist auch dieses von einer schönen und edlen Passion erfüllt, und er hat

Renoir gegenüber die rechte Liebe, die nicht blind macht, sondern sehend, in der Kritik den besten Liebesdienst bedeutet. So ist das Buch objektiv und leidenschaftlich zugleich geschrieben, und in einem selbstverständlichen und leichten Stil, daß der Leser die überwundenen Schwierigkeiten, die Fülle gewissenhafter Studien gar nicht merkt. (Ein interessantes Kapitel beschäftigt sich mit dem Plastiker Renoir.) Mit dem Text geht es dem Leser vielleicht so, wie es ihm oft vor Bildern Renoirs gegangen ist: er sah lange nur die blühende, bezaubernde Oberfläche, die leichten üppigen Vordergründe, bis er begriff, daß in der Leichtigkeit und Grazie nicht nur alle Schönheit der Welt, sondern auch ihr Geheimnis eingefangen war. So wirkt der Text Meier-Graefes ähnlich wie das Werk seines Helden: mit dem beglückendem Reichtum des Kunstwerkes.

Der Verlag hat das Buch mit bekannter Sorgfalt und Güte ausgestattet.

F. N.

Burg der Urzeit, Wandtafel von Fr. Geschwendt.

Verlag der Pribatsch'schen Buchhandlung, Breslau und Oppeln.

In den letzten Jahren hat sich die Teilnahme weiter Kreise, auch in Schlesien, in immer steigendem Maße den Ergebnissen der Urgeschichtsforschung zugewandt. Sind sie auch nicht so prunkvoll wie die Ausstattung eines Königsgrabs in ägyptischer Wüste, oder so ergebnisreich, wie die Aufdeckung einer alten Stadt in Assyrien oder Afrika, so haben sie doch eine besondere Bedeutung als Überbleibsel früherer Zeiten auf heimischem Boden. Die rastlose und eifrige Tätigkeit des Schlesischen Museums und des schlesischen Altertumsvereins unter der Leitung von Professor Dr. H. Seger und seiner Schule hat namentlich in den Jahren seit dem Kriege unermüdlich an der Bergung von der neuzeitlichen Kultur gefährdeter Funde und an der Aufklärung im Lande durch Wort und Schrift gearbeitet.

Die oben angezeigte, von Fr. Geschwendt entworfene Wandtafel stellt sich nun auch in den Dienst dieser Laienkreise um die Vorgeschichte. Das Wagnis, eine Burg der Vorzeit darzustellen, zu zeigen: wie sah es denn auf den in Schlesien so zahlreichen Schwedenschanzen, Burgwällen und ähnlichen befestigten Plätzen aus, als sie noch von ihren Erbauern bewohnt waren? — Dieses Wagnis konnte nur einer unternommen, der solche Anlagen in ihrem heutigen Zustande in großer Zahl gesehen und mit dem Spaten in der Hand durchforscht hat und dabei über die nötige Gewandtheit verfügt, um die aus den Ergebnissen der Untersuchung zu ziehenden Schlüsse auf die ursprüngliche Bauart nun mit dem Zeichenstift zur Darstellung zu bringen. Und das ist Fr. Geschwendt hier gelungen: Trutzig abweisend, durch einen breiten, mit Wasser gefüllten Graben geschützt, über den ein schnell zu beseitigender Knüppelsteg zu dem mit

Stämmen verrammelten Tore im Turm führt, erhebt sich im weiten flachen Sumpfgelände der kreisrunde oder längliche Bau aus Holzwänden mit Querverstrebung durch starke Stämme, zwischen die Erde gestampft wurde. Um die Krone führt ein Wehrgang, der den Verteidigern einen die Angreifer überragenden Platz bot, während sie selber durch ein leichtes, hürdenartiges Geflecht von Ruten und Stangen geschützt waren. Der hinter dieser Mauer aufsteigende Rauch verrät die in dem so geschützten Innenraume stehende Siedlung.

Nur wenige von den Besuchern eines solchen heute scheinbar mit einem aus Erde geschütteten Walle umgebenen Platzes ahnen, daß dieser Wall nicht ursprünglich, sondern das Ergebnis des Verfalles einer einst viel höheren stattlichen Mauer aus Holz und Erde oder Steinen ist und in seinem Inneren die Spuren seines Aufbaus erkennen läßt.

Durch solche Darstellungen, wie die Geschwendtsche Burg der Vorzeit eine ist, wird erst der großen Menge von Liehabern der Vorgeschichte die Zeitstufe der Burgwälle zu einem lebendigen Erlebnis. Hoffentlich führt der rührige Verlag die Absicht durch, noch eine Reihe weiterer ähnlicher Tafeln zu veröffentlichen, die auf gründlicher Erforschung der heimatlichen Urgeschichte fußen. Dann wird man vielleicht auch hoffen dürfen, daß neben diese Wasserburg auch noch einmal eine Höhenburg gestellt werden wird.

Die von dem Verlage der Tafel gegebene Ausstattung ist anerkennenswert.

M. Hellmich

Erica Handel-Mazetti: Johann Christian Günther.

Verlag Kösel und Pustet, München 1928.

Die bekannte österreichische Schriftstellerin erzählt hier von dem großen schlesischen Dichter, den sie zunächst nur aus einem Reclambändchen kennen lernt. Sie schildert sehr anschaulich, wie diese aus innerstem Erleben geschöpften Verse, dieses in Trunk und Wollust verstrickte und doch ewig gottsuchende Leben sie mehr und mehr in ihren Bann zieht, sie zur Gestaltung

eines Günther-Romanes drängt und doch auch immer wieder davon zurückhält. So bekommen wir erst zum Schluß des Buches den sterbenden Dichter in eigentlich novellistischer Form geschildert, ihn und seine ganze barocke Umgebung. Die Zeichnung des kulturellen Milieus ist kenntnisreich, aber nicht ohne Manier gegeben und die Menschendarstellung nicht frei von Süßlichkeit. Das eigentlich Packende dieses Buches ist das Erlebnis des Dichters selbst, wie es sich in einer sehr ernsten, sehr intensiv fühlenden Frauenseele darstellt.

L.

Wolfgang Jungandreas: Beiträge zur Erforschung der Besiedelung Schlesiens. Verlag Markus, Breslau, 1928.

Jeder, der in Schlesien lebt und wohnt, hat sich wohl schon oft gefragt, was sind wir eigentlich hier in Schlesien? Zu welchem deutschen Volksstamm gehören wir? Gewiß, wir wissen, wir sind die Nachkommen von Kolonisten und Siedlern. Aber wer hat sich nun eigentlich hier angesiedelt? Es scheint, das die Ansichten der Historiker darüber auseinander gehn. Jungandreas untersucht nun in einer überaus gründlichen und genauen Arbeit, welche Dialektelelemente sich hauptsächlich an Orts- und Familiennamen im Schlesischen nachweisen lassen und zieht daraus seine interessanten Rückschlüsse. Das Endergebnis ist etwa Folgendes: „Den Hauptanteil an der Besiedlung Schlesiens haben Thüringer und Ostsachsen gehabt . . . An zweite Stelle stehen die Bayern, Österreicher . . . An dritter die Hessen . . . und schließlich vereinzelt durch den Bergbau die Rheinländer . . .“ Es ist ein Buch, das natürlich mit seiner bis in feinste Einzelheiten gehenden Lautforschung hauptsächlich für den Fachmann bestimmt ist, doch wird es in der heutigen Zeit, da so viele sich für Rassenkunde und Rassforschung interessieren, auch dem Laien, der sich etwas gründlicher orientieren will, hoch willkommen sein.

A. V.

„Die Lebenden“

Von Zeit zu Zeit kommen aus Görlitz die Flugblätter „Die Lebenden“. Sechs Seiten nur, oder gar nur vier, sauber gedruckt und mit Liebe und Eifer redigiert. Die Titelseite füllt ein Holzschnitt oder ein anderes Stück moderner Graphik; ein, zwei kurze Aufsätzchen, fast stets bedeutsamer und geachteter Autoren, folgen, und dann liest man Proben moderner Dichtung, meist abseitiger wenig gekannter Lyrik, für die sich der Herausgeber Ludwig Kunz mit Energie und Freude einsetzt. Dieser Ludwig Kunz ist einer von den sonderbaren liebenswerten Menschen, wie sie in der schlesischen Provinz hie und da plötzlich erscheinen. Er hat keine Prätentionen, ist kein Literator; wo er selbst einmal ein paar Zeilen schreibt, sei es in

seinen Flugblättern oder an anderer Stelle (vor kurzem druckte die Aufbruch-Bücherei ein Heftchen seiner Gedanken über das Verhältnis von Literatur und Publikum unter dem Titel „Chaos“) geschieht es, um Dichtern, die er liebt, zu helfen. Er wirbt für Hermann Stehr, für Carl Hauptmann, für Max Herrmann-Neiße, für Oskar Loerke, Wilhelm Lehmann oder Gerhard Menzel, also einmal für die großen abseitigen Schlesier, dann für junge oder nicht zu Recht anerkannte Lyriker und letztlich für alle jungen Dichter, die um Geltung ringen. Auf ihn und seine Flugblätter sei hingewiesen, weil hier ein Mensch uneigennützig, aus reiner Liebe zur Dichtung, im stillen Gutes tut.

W. M.

Wind und Heimat

Frühlingsankunft

Ein großer Zauber ist gebrochen,
Es schmilzt der Schnee, es schmilzt das Eis,
Der Winter hat sich schnell verkrochen,
Wer weiß?

Noch ist die Erde leer und kahl;
Es grünt kein Halm, es grünt kein Reis,
Schon glänzt der erste Sonnenstrahl,
Wer weiß?

Der Himmel wölbt sein blaues Zelt,
Die Vögel zwitschern leis,
Der Frühling kehret in die Welt,
Wer weiß?

Marie Elisabeth von Mutius.

11 Jahre alt.

Die Kuh

Ein oberschlesischer Leser sendet uns folgenden Aufsatz, den eine neunjährige Schülerin in dem Dorfe Zawadzki verfaßt hat.

Die Kuh ist ein Haustier. Sie ist überall mit Rindleder überzogen. Hinten hat sie den Schwanz mit einem Püschele daran. Damit jagt sie die Fliegen fort, weil sie sonst in die Milch fallen. Vorn ist der Kopf, wo das Horn angewachsen ist und das Maul drauf Platz hat. Die Hörner braucht die Kuh zum Stoßen und das Maul zum Brüllen. Unten an der Kuh hängt die Milch. Die ist zum Ziehen eingerichtet. Wenn man dran zieht, kommt die Milch heraus. Die Milch wird niemals alle, die Kuh macht immer mehr. Wie sie das macht, haben wir noch nicht gehabt. Die Kuh hat einen feinen Geruch. Man riecht ihn schon von weitem, denn er macht die Landluft. Der Mann von der Kuh ist der Ochse. Er sieht genau so aus wie die Kuh, nur hängt bei ihm keine Milch dran. Darum ist der Ochse auch kein Säugetier und man verbraucht ihn deshalb zum Arbeiten. Der Ochse ist ein Schimpfwort. Die Kuh lebt von Gras und Kartoffeln und Butterblumen. Wenn das Futter gut ist, macht sie gute Milch, und wenn es donnert, wird die Milch

sauer. Die Kuh braucht wenig Nahrung. Was sie einmal gegessen hat, das isst sie noch öfter, weil sie alles wiederkaut, bis sie ganz satt ist. Wenn sie einmal runter gekaut hat, dann rülps sie sich und hat das Maul wieder voll. Mehr weiß ich nicht.

Schlesisches Suchspiel

Tiefe Trauer, tiefe Trauer,
hab verloren meinen Ring;
ich will gehen und will sehen,
ob ich finde meinen Ring;
Hohe Freude, hohe Freude,
hab gefunden meinen Ring.
Ich will gehen und will sehen,
wem er paßt, mein goldner Ring.

Radsportspiele

Die Hauptsache bei diesen Gewandtheitsübungen ist, daß der Fahrer von seinem Rade aus nach Wunsch mit allen Dingen seiner Umgebung im Vorbeifahren in Berührung treten kann, ohne die Fahrt wesentlich zu verlangsamen oder die Gegenstände zu beschädigen, die er auf diese Weise an sich nimmt.

1. **Der Handschuh am Gerüst.** Man hängt auf einer leicht schräg gestellten Stange einen Handschuh lose auf derart, daß der Fahrer den Aufbau bei der Abfahrt zur Linken hat. Mit der Rechten ist derlei zu einfach. Der Fahrer schwirrt in ziemlich rascher Fahrt heran und muß von vornherein beurteilen können, ob er sich leicht bücken muß und ob er mit der Rechten über die Linke greifen will. Er muß leicht zufassen, sonst reißt er die Stange mit; und doch fest genug, sonst bleibt der Handschuh hängen oder fällt ihm aus der Hand.

2. **Die eilige Meldung.** Ein mittelgroßer Junge stellt sich an die linke Seite der Bahn und hält einen Zettel (etwa 8×15, keinesfalls größer) leicht in der Rechten, den Arm in Hüfthöhe angewinkelt. Der Fahrer muß ihm das Blatt aus der Hand nehmen, ohne es zu zerreißen, zu zerknittern oder fallen zu lassen. Die Sache sieht ungewöhnlich einfach aus und ist es doch ganz und gar nicht. Das dünne Papier verleitet nämlich zu falscher Schätzung, zu unsicherem Griff, und die Befürchtung, den Überbringer anzufahren, tut ihr übrigens.

Schlesisches Dummlerreich

Breslauer Brahms-Anekdote

Brahms war in den siebziger Jahren ein häufiger Gast in Breslau, wo er fast alljährlich in seiner Doppel-eigenschaft als Komponist und als Klavierspieler auftrat. Damals war Brahms in der besten Stimmung, vielleicht in seiner liebenswürdigsten Epoche. An einem Abend, den er bei dem Dirigenten des Breslauer Orchestervereins Bernhard Scholz verbrachte, war er so übermütig und lustig, daß er, während die Damen noch ihre Mäntel umnahmen, in das dunkle Treppenhaus vorauseilte, um sie dann plötzlich, mit furchtbarem Geschrei hervorbrechend, zu erschrecken. Dummes Geschwätz vertrug er freilich nicht. Einer Dame, die ihn bei Tisch fragte: „Herr Brahms, wie machen Sie es nur, so tief empfundene Musik zu schreiben?“ gab er zur Antwort: „Das ist doch sehr einfach: Die Verleger bestellen sie so.“

Nach Bernhard Scholz: Verklungene Weisen 1911.

Wie man vor hundert Jahren annoncierte

In der „Schles. Zeitung“ vom Jahre 1826 ist zu lesen:
3. Juli.

Anzeige: Damit nicht einer glaubt, es allein zu verstehen, seidne Hüte anzufertigen, die im Regen keinen Schaden leiden, sondern ich diese Art schon früher gemacht habe, so offeriere ich solche zu den möglichst billigen Preisen. Rother, Ohlauergasse Nr. 86.

5. Juli.

Zu vermieten ist zu Termino Michaeli auf einer Hauptstraße eine gut angebrachte Destillateur-Nahrung. Wo? sagt der Agent Stock auf der Schuhbrücke im Sautopf.

27. Dezember.

Oeffentliche Danksagung dem Herrn Dr. Burchard in Breslau. Er hat mein Weib gerettet durch seine Geschicklichkeit, und sie in der Nacht zum 15. v. M. von vier lebendigen Kindern — was wohl eine sehr merkwürdige Naturerscheinung ist — glücklich entbunden und hergestellt. Ich vermag es nicht, seine Anstrengung zu belohnen. Gott wird ihm vergelten, was er aus Menschenliebe an den Schwachen tut.
J. Lindner, Schaffer auf Krittern bei Breslau.

Paganini im Musiksaale

Heinrich Laube erzählt in seinen Erinnerungen: Paganini trat zum ersten Male in Breslau auf und begann sein Konzert im großen Musiksaale der Universität. In diesen Saal hatten nach ehrwürdigem Her-

kommen die Studenten Zutritt zu den Proben. Wir strömten natürlich in Massen hin, und der Saal war ganz gefüllt, als das bleiche, schwarzhaarige Männchen in schwarzer Kleidung vortrat, um sein Solo zu spielen. Unheimlich schweifte sein dunkles Auge über die Studentenfülle hin, und Kundige unter uns flüsterten: „Das ist ihm sehr unangenehm, denn er sieht sich sehr viel zahlende Hörer für den Abend entzogen; er ist ja unter anderem auch geizig!“ — Sein moralischer Ruf galt überhaupt für sehr unsicher, war wie sein dürtiger Leib in schwarze Stoffe gehüllt. Er sollte einen Menschen getötet haben, wohl gar seinen Bruder und deshalb in langer Kerkerhaft verhalten worden sein. Da habe er sich eine Geige verschafft, aber nur eine Saite erlangen können. Auf dieser einen Saite habe er sich jahrelang geübt und es solcher Gestalt zu dieser enormen Fertigkeit gebracht, zu dieser dämonischen Fertigkeit.

Richtig! Als die Einleitung des Orchesters vorüber war und sein Solo beginnen sollte, da — markierte er bloß. Das war nicht unsere Rechnung, und das Grollen des Sturmes begann; bei der zweiten Nummer aber, als er es wieder geradeso machte, da brach ein Sturm los, wie ich ihn mein Lebtag nicht gehört habe. Ein paar hundert Studenten, die mit Energie trommeln, pfeifen und schreien wollen, bringen einen Höllenlärm zu Stande. Umsonst ließ Paganini das Orchester fortissimo spielen, um uns zu übertönen, das Orchester wurde von uns überschrien, die ganze Musik erlag der Rohheit. Da faßte Paganini einen weisen Entschluß: er lächelte. Wir schwiegen verblüfft vor diesem Lächeln; in die plötzliche Stille hinein spielte er die ganze Nummer auf seiner Teufelsgeige.

Das gab dann einen Erfolg, wie er ihn vielleicht nie erlebt: wenn ein paar hundert Studenten fanatisch applaudieren, so machen sie einen Himmelslärm. Und nun sagten die Flüsterer: „Das ist in Ewigkeit kein Mörder, das ist ein guter Kerl!“ Und der Ruhm des schauerlich interessanten Geigers wurde durch alle Gassen posaunt, Furore auf Furore folgte des Abends, und Breslau sprach wochenlang von Paganini. Die Stadt war wie verwaist, als er von dannen gezogen.

Eine seltene Todesart

Ein berühmter Arzt sagte einmal zu einem Manne, der sich aus Büchern über seinen Gesundheitszustand unterrichtete und sich selbst daraus Rezepte verschrieb: Mein lieber Freund, Sie werden noch einmal an einem Druckfehler sterben. Aus dem Breslau Erzähler